

Von
deutschen
Ahnen
und
Enteln

Verfasser Prof. Dr. med. Philalethes Kuhn

MK
12

Verlag G. Reutelspacher & Co. (M. Heinzmann)
Dresden - A. 1.

MK 12

Von deutschen Ahnen und Enkeln

Richtlinien aus der
Vererbungslehre und Rassenkunde

von

Prof. Dr. med. Philalethes Kuhn,

Direktor des Hygienischen Instituts
der Technischen Hochschule Dresden .



Verlag E. Beutelspacher & Co. (M. Heinzmann)
Dresden-N. 1

Institut f. Zeitgeschichte
München
Bibliothek

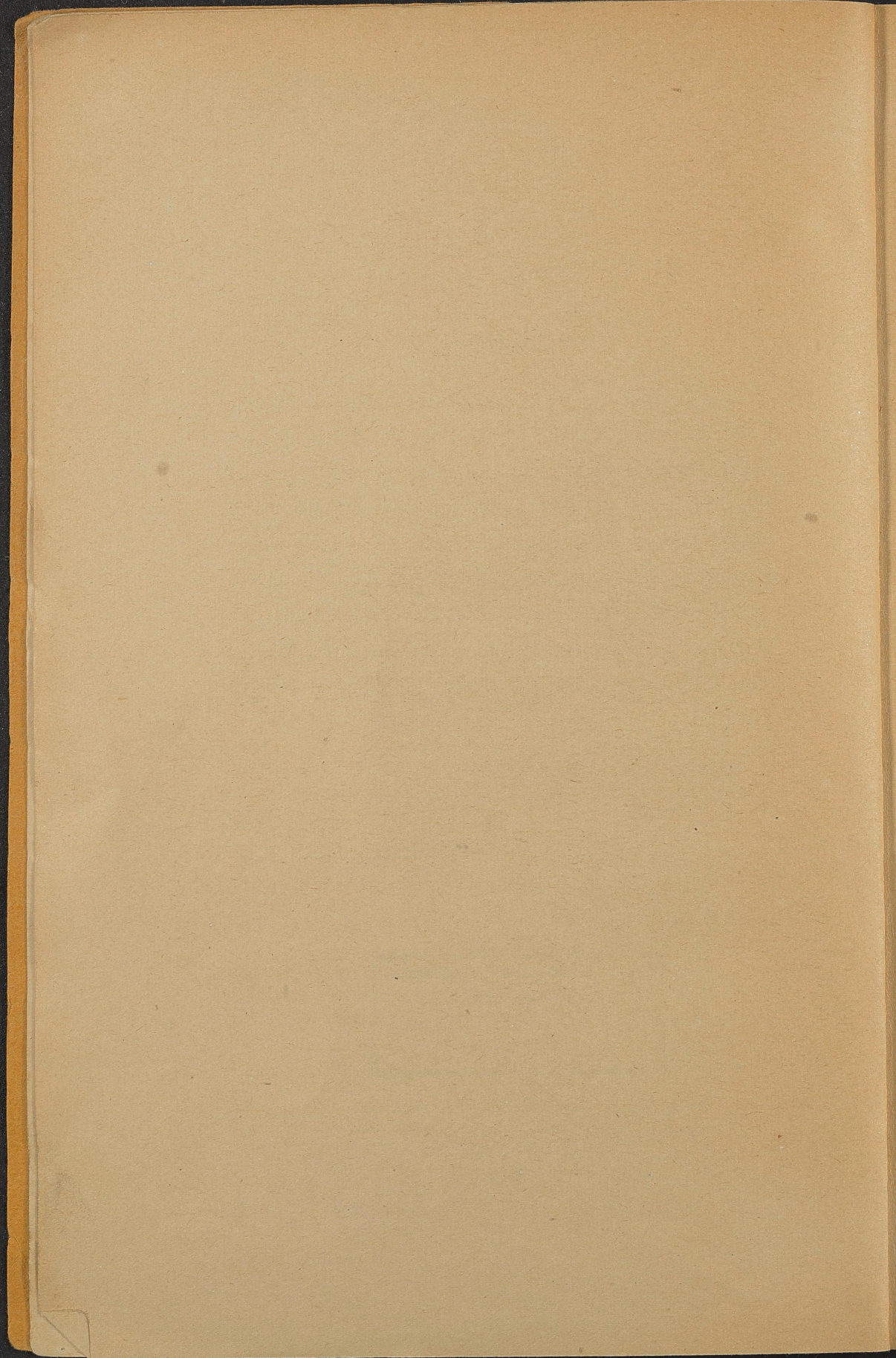
53 / 17910

Vorwort.

Im Februar und März d. J. habe ich im Vereinshause zu Dresden drei Vorträge gehalten, um die Vererbungslehre und Rassenkunde weiteren Kreisen zu vermitteln. Dabei ergaben sich mancherlei Folgerungen für die innere und äußere Politik unseres Volkes. Ich übergebe meine Darlegungen dem Druck, indem ich dem Ausschuß zur Verbreitung der Vererbungslehre in Dresden für die Veranstaltung der Vorträge danke und der Hoffnung Ausdruck gebe, daß der neue Reichstag manche meiner Forderungen erfüllen wird.

Dresden, am 1. April 1924.

Philaletes Kuhn.





1. Bevölkerungspolitik.

Die Kräfte, welche das Leben des einzelnen bedingen, sind die Vererbung und die Umwelt. Über die Macht der Vererbung herrschen im Volke viele falsche Vorstellungen. Sie ist seit alter Zeit bekannt, aber man weiß nicht, wie stark sie ist. Man glaubt, daß sie dauernd durch Umweltseinflüsse abgeändert wird. Diese unklaren Ansichten gehen zurück auf die Erklärung, welche der große französische Naturforscher Jean Baptiste de Lamarck für die Entwicklung der Arten gegeben hat. Er war der erste, der den Entwicklungsgedanken in der Naturwissenschaft versochten hat, nach dem die einzelnen Arten der Lebewesen auf der Erde aus anderen Arten entstanden sind, welche letzteren wir zumeist als niedere Arten anzusehen gewohnt sind. Lamarck erklärte, daß die Einflüsse der Umwelt, welche auf jeden Körper wirken und ihn verändern, durch den Körper hindurch auch die Erbmassen in den Geschlechtszellen beeinflussen. Er stellte sich diese Wirkung so vor, daß ein Glied, welches z. B. besonders geübt wird und dadurch an Stärke gewinnt, auch in den Geschlechtszellen bereits stärker angelegt sei. Bekannt ist seine Erklärung von der Entstehung der Giraffen. Lamarck meinte, daß die Giraffen einmal in Gegenden gelebt hätten, in denen sie kein Buschwerk, sondern nur lediglich hohe Bäume zur Nahrung vorgefunden hätten. Sie hätten ihre Hälse recken müssen, um das Futter abzureißen, so seien sie länger geworden, und in ihre Erbmassen sei ein Gefühl eingezogen, das den Nachkommen etwas längere Hälse vermittelt habe, und so sei von Geschlecht zu Geschlecht der Hals der Giraffen immer länger geworden. Diese Vorstellungswelt nennen wir in der Naturwissenschaft den Lamarckismus. Der berühmte englische Naturforscher Darwin zog zur Erklärung der Entwicklung der Arten die Auslese heran, deren Macht den englischen Tier- und Pflanzenzüchtern klar geworden war. Darwin sagte, daß niemand, der seiner Sinne mächtig ist, erwarten wird, eine Rasse in irgendeiner Weise zu verbessern oder eine

alte Rasse rein und in ihrer Eigenart zu erhalten, wenn er nicht seine Tiere sondert. Darwin lehrte, daß die Erfolge, welche der Züchter durch sorgfältige Zuchtwahl in seinem Stall oder auf dem Ackerfelde erzielt, von der Natur ebenfalls durch den sogenannten Kampf ums Dasein erreicht werden. Alle Arten von Lebewesen stehen in einem Kampfe um die Erhaltung ihrer Art, der dauernd Auslese-Erscheinungen zeitigt. Wer ihn am besten besteht, weil er den Umweltsbedingungen am zweckmäßigsten angepaßt ist, bleibt übrig. Darwins Lehre von der Auslese fußte aber auf dem Boden des Lamarckismus, er nahm an, daß von den Körperzellen, die der ständigen Beeinflussung und Abänderung durch die Umwelt unterliegen, kleinste Teilchen mit den neu erworbenen Eigenschaften auf dem Wege der Blutbahn zu den Geschlechtszellen gesandt würden, um sich hier einzulagern und die Erbmasse zu bilden. Darwin wurde zu dieser Annahme geführt, weil er richtig erkannte, daß es neben der Auslese noch eine Macht geben muß, welche die Erbmassen ändert, denn sonst wären ja alle Angehörigen einer Art mit gleicher starrer Erbkraft bedacht und eine Auslese unmöglich. Gegenüber diesen Anschauungen haben andere Forscher, insbesondere der Freiburger Zoologe *Weismann*, betont, daß die Kraft, welche in den Geschlechtszellen liegt, keinesfalls zuläßt, daß sich Veränderungen an den Zellen des Körpers auch auf die Geschlechtszellen auswirken können. Die Erbmassen bilden Keimbahnen, welche sich durch die Geschlechter hindurchziehen. Der Körper der Lebewesen baut das Erbgut nicht auf, sondern ist jeweils ein vergängliches Anhängsel dieser Erbmassen. Bis auf den heutigen Tag ist der Streit unter den Gelehrten nicht zur Ruhe gekommen, ob es im Sinne von Lamarck eine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt oder ob die Erbmassen völlig unabhängig von den Veränderungen der Organe sind. Wir wollen auf Einzelheiten dieser wissenschaftlichen Kämpfe nicht eingehen und nur das zusammenfassen, was für uns von richtunggebender Wichtigkeit ist.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Einflüsse, welche nicht nur den Körper, sondern auch die Geschlechtszellen unmittelbar treffen, die Erbmassen abzuändern vermögen, wie z. B. Alkohol, Blei und andere Gifte, während es bei einwandfreier Versuchsanordnung bisher nicht erwiesen ist, daß die von den Körperorganen erworbenen Eigenschaften vererbbar sind. Es gibt aber Abänderungen der Erbmassen, welche man plötzlich

und sprunghaft auftreten sieht, ohne daß eine Beziehung zu den Veränderungen der Organe ins Auge fällt. Wenn demgemäß also erbändernde Kräfte in den Lebewesen auftreten, so müssen wir doch praktisch die Macht der Vererbung als außerordentlich starr ansehen und dürfen nicht damit rechnen, daß wir körperliche Eigenschaften durch Übung unseres Körpers erblich ändern können, oder daß wir die vererb- baren geistigen Eigenschaften etwa durch Erziehung und Unterricht zu modeln imstande sind.

Trotzdem dürfen wir die andere Macht, die Umwelt mit allen ihren Einflüssen nicht gering achten; gerade die deutsche Rassenhygiene hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihnen nachzugehen. Von der Macht der Umwelt hängt es ab, ob die erblichen Anlagen und Kräfte, welche ein Mensch besitzt, sich in seinem Leben auch wirklich voll auswirken können, von ihr hängt es weiter ab, welche Auslesewirkungen sich innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft geltend machen.

Das gleiche, was für das einzelne Menschenleben gilt, hat auch für Volksschicksale seine Gültigkeit. Auch sie werden durch die beiden Mächte der Vererbung und Umwelt bestimmt. Hierüber herrscht nun in der Geschichtswissenschaft noch große Unklarheit. Einmal glauben die Geschichtsschreiber, daß ein unsäßbares, zwangsläufiges Schicksal den Gang der Geschichte bestimme, wie z. B. Spengler, andere, wie Ranke, lehren, daß bewußtes planvolles Handeln die Geschicke des Staates meistern kann. Es wird immer wieder die Frage erhoben, welche von beiden Anschauungen recht habe, und es wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß Schwarzseherei und Niedergeschlagenheit Platz greifen müsse, wenn die Nationen der Spielball unsäßbarer Mächte seien. Die Frage ist falsch; es darf nicht gefragt werden, welche von beiden Mächten das Geschick einer Nation bestimmt, sondern die Aufgabe ist, festzustellen, in welchem Ausmaße beide Mächte an dem Geschick eines Volkes Anteil haben. In erster Linie kommt es auf die Summe der Erbmassen an, die in den einzelnen Menschen eines Volkes ruht. Diese Erbkraft ist die Grundlage, in deren Tiefen auch das Geschick eines Volkes verborgen ist. Über diese inneren Kräfte kann ein Volk nicht hinauswachsen. Dazu kommen im Völkerleben die Einflüsse der Umwelt, welche die Auslesewirkungen hervorrufen und dadurch die Entwicklung und das Geschick einer Volksgemeinschaft innerhalb des vorgeschriebenen Bereiches in bestimmte Bahnen lenken.

An der Hand dieser Auffassung wollen wir uns einmal einige geschichtliche „Lehren“ ansehen. Ich las neulich den Satz: „Staaten und Nationen gleichen einem Walde, der Verwüstungen erleiden könne, auf dessen Boden sich aber immer wieder neue Bestände an frischer Lebenskraft erheben“. Diese Anschauung ist falsch, wenn wir von einem Volke mit einer bestimmten vererbaren Eigenart ausgehen, das einen Staat bildet. Eine Bevölkerung kann für eine lange Zeit trotz mancherlei Verwüstungen durch Gegenauslese, wie z. B. durch Kriege, seine Eigenart und seine ererborenen Kräfte bewahren, aber es kommt im Leben eines Volkes nur allzu schnell die Wende, von der an der Verlust des Volksblutes nicht wieder wettgemacht werden kann. Dann strömen fremdrassige Bestandteile ein und höhlen das Volkstum aus, während der Staat mit der Sprache des Urvolkes noch lange Zeit erhalten bleiben kann.

Eine andere Lehre, der Marxismus, besagt, daß das Leben der Völker durch wirtschaftliche Fragen bedingt ist, und daß Rassenverschlechterung auf wirtschaftlichem Massenelend beruht. Diese materialistische Geschichtsauffassung berücksichtigt die Erbkräfte eines Volkes überhaupt nicht und von den Umweltseinflüssen greift sie nur einen einzigen heraus, wenn auch einen sehr wichtigen; sie ist einseitig und darum irreführend.

Endlich möchte ich noch einer schiefen Auffassung in der Geschichte entgegentreten, und das ist der Glaube vom Altern der Völker. Es ist eine weitverbreitete Anschauung, daß das Leben jedes Volkes wie das des einzelnen Menschen aufblüht und über einen Höhepunkt herab zum Abstieg und zum Tode führt. Die Kulturnationen insbesondere sollen aus dem Dunkel der Geschichte aufsteigen, eine Blütezeit erreichen und dann dahinschwinden. Die Geschichte scheint solchem Glauben recht zu geben, die ägyptische, babylonische, assyrische sind wie die griechische und römische Kultur zugrunde gegangen. Über den Untergang von Griechenland und Rom besitzen wir so viele Überlieferungen, daß wir die Gründe klar erkennen können. Bereits im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt berichtet Polybios über Menschenmangel und Kinderlosigkeit in Griechenland. Unter Cäsar und Augustus wurden bereits von den Römern Ansiedler nach Griechenland verpflanzt, das einst das Gestade des Mittelmeeres besiedelt hatte. Wir hören meistens, daß die Griechen infolge der unaufhörlichen Kriege dahingegangen sind, die sie gegeneinander und gegen äußere

Feinde führten. Gewiß haben diese Kriege wertvolle Menschen in reicher Zahl dahingerafft, aber niemals wären die griechischen Stämme untergegangen, wenn nicht die führenden Stände des Volkes mit dem Beispiel der Ehelosigkeit und der Kinderlosigkeit den unteren Volksschichten vorgegangen wären. Ganz besonders verhängnisvoll und schimpflich wirkte zum Untergang des Griechenvolkes die sich immer mehr ausbreitende gleichgeschlechtliche Liebe mit. Rom hat schließlich denselben Weg beschritten; die Bevölkerung, die heute in Italien lebt, hat nichts mehr mit den alten Römern gemein, welche die Grundlage des römischen Reiches legten, auch hier versagten die höheren Stände, indem sie ehelos blieben oder aber kinderarme und kinderlose Ehen schlossen. Es ist für uns von ergreifender Wichtigkeit, festzustellen, auf welche Weise diese Kulturvölker, die so Herrliches in Wissenschaft und Kunst geleistet haben, zugrunde gegangen sind, weil die Rassenforschung es uns lehrt, daß sie der gleichen Wurzel der Menschheit entsprossen sind, aus der mit den germanischen Völkern auch das deutsche Volk stammt.

Daß trotz dieser traurigen Völkergeschicksale die Lehre von dem Altern der Völker keine unumstößliche Wahrheit ist, das lehrt uns die Geschichte der Chinesen. Sie sind das älteste Kulturvolk der Erde und haben bereits $4\frac{1}{2}$ Jahrtausende vor Christi Geburt Leistungen aufzuweisen; trotz dieses hohen Alters sind sie heute noch wie vordem ein jugendfrisches Volk von erstaunlicher Lebenskraft, weil ihnen die Ahnenverehrung heilig ist und jeder Chinese die unverbrüchliche Pflicht fühlt, durch eine reiche Nachkommenschaft die Reihe der Ahnen fortzuführen. In Peking ist es Sitte, daß eine Familie fünf bis sechs Kinder hat, wohlhabendere Frauen gebären noch mehr; der Chinese heiratet so früh wie möglich, um möglichst viele Kinder besitzen zu können; aus dem gleichen Grunde ist auch die Mehrehe in China erlaubt. In der Lehre des Konfuzius steckt eine ungeheure völkische Kraft; sie stützt den einzelnen wie die gesamte Rasse. Der Chinese blickt nicht mit Grauen auf sein Alter, sondern er weiß, daß die Liebe seiner Kinder und Enkel ihn bis zu dem letzten Augenblick hegen und pflegen wird, ganz im Gegensatz zu der Bitterkeit im Herzen, mit der mancher bei uns an sein Alter denkt, weil er weiß, daß ihn Kindesliebe nicht umfassen, sondern daß man auf den Tag warten wird, an dem er die müden Augen schließt. Wir müssen darum verlangen, daß unsere höheren Schulen, die eine humanistische Bildung gewähren wollen, eine Bildung,

die von der Menschheit ausgeht und die Menschheit umfaßt, nicht nur die edlen Güter vermitteln, welche die Völker an den Gestaden des Mittelmeeres im Altertum geschaffen haben, sondern auch mit rücksichtsloser Klarheit lehren, wodurch sie verfallen sind. Wir dürfen über den unrühmlichen Niedergang dieser uns verwandtschaftlich nahen Völker auf den Schulen nicht den Mantel des Vergessens werfen, sondern müssen zeigen, daß sie vergehen mußten, weil sie ihre bevölkerungspolitischen Pflichten auf das schmachlichste versäumt haben. Sodann haben wir zu fordern, daß die Welt der Ostasien unserer Jugend nähergebracht wird, die ihre biologische Aufgabe erfüllen und die Sicherheit ihres Volkstums für Jahrtausende, für alle ausdenkbare Zukunft unererschütterlich sicherstellen.

Unsere Jugend hat gelernt, die Weltgeschichte als eine Folge von Kriegen und Herrscherzeiten starker oder schwacher Männer anzusehen, als Zukost wurde eine Übersicht über das Schrifttum und die Künste geboten, auch der Einfluß der Erdgestaltung und der wirtschaftlichen Kräfte wurde ihr näher gebracht, dagegen wurde von ihr viel zu wenig Menschenkunde getrieben. Wir fordern daher in Zukunft eine biologische Geschichtsbetrachtung.

Wenn wir uns nun die so naheliegende bange Frage vorlegen, ob wir denselben Weg wie unsere alten Verwandten abwärts wandeln werden, so müssen wir uns mit Bevölkerungspolitik befassen; sie fußt auf der Bevölkerungslehre, der Wissenschaft vom Werden und Vergehen von Bevölkerungen, und der Rassenhygiene, der Lehre von der Gesunderhaltung der menschlichen Rasse. Letztere hat außer dem lebenden Geschlecht auch noch alle kommenden im Auge. Die Bevölkerungspolitik ergreift auf ihrem Grunde die praktischen Maßnahmen.

Es ist keine Schwarzseherei, wenn wir die Befürchtung hegen, daß uns das gleiche Schicksal nicht erspart bleibt. Seit dem Jahre 1876 hat die Zahl der Geburten in Deutschland dauernd abgenommen, weil das Zweikindersystem in den führenden Ständen unseres Volkes überall Eingang fand und durch das Beispiel der Gebildeten allmählich alle Schichten unseres Volkes bis zu den Bauern, Handwerkern und Arbeitern angesteckt wurden und ihre Kinderzahl einschränkten. So hat der Name Proletarier, das ist der Mann der großen Nachkommenschaft, in den Städten seine sprachliche Bedeutung besonders in den Kreisen verloren, die ihn so

gern in Anspruch nehmen. Während auf 10 000 Menschen im Jahre 1876 423 Lebendgeborene kamen, sanken die Zahlen seitdem dauernd:

1904: 352,
1914: 276,
1917: 144,
1919: 207,
1920: 267,
1921: 260,
1922: 210.

Angeichts dieser Zahlen sprechen wir mit Recht von einem Geburtensturz.

Wenn wir auch jetzt noch einen erheblichen überschuß an Geburten haben, ungefähr 11 auf 10 000, so verdanken wir das, wie vor dem Kriege, dem Rückgang der Sterblichkeit infolge der Bestrebungen und Fortschritte der Gesundheitspflege. Die neuesten Zahlen aus dem Jahre 1923 geben uns noch mehr zu denken. Nach Köhle sind im ersten Vierteljahr in 46 deutschen Großstädten auf 10 000 Lebende 192 Geburten festzustellen, im zweiten Vierteljahr dagegen nur 158, während in Frankreich in den zehn größten Städten auf das Jahr 1922 noch 172 Geburten verzeichnet werden. In Berlin sind 1923 mehr Personen gestorben als geboren. Wir sind also im Begriffe, unter die Zahl der französischen Großstädte zu sinken. Die größte Gefahr, die von seiten des Geburtenrückganges droht, liegt in dem Aussterben der Führerfamilien innerhalb aller Stände.

Die Ursachen für diese Erscheinung sind im wesentlichen folgende: Durch unseren gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Siege 1870/71 stiegen die Ansprüche an das Leben, die wirtschaftlich und gesellschaftlich aufgestiegenen Kreise empfanden Kinder teils als eine Last und Beeinträchtigung ihres Lebensgenusses, teils suchten sie deren Zahl einzuschränken, um die Mittel für noch höheren Aufstieg und noch größere Lebensfreude der Nachkommen zusammenzuhalten. Der Staat bezahlte zudem seine Beamten und Offiziere bis ins reife Mannesalter hinein so schlecht, daß eine Frühehe den meisten aus eigener Kraft nicht möglich war, durch die allein eine ausgiebige Kinderzahl sichergestellt wird. Sehr viele Beamte blieben ehelos und die meisten Ehen waren kinderarm oder kinderlos. Eine weitere Folge der gesellschaftlichen Überkultur mit ihren verschrobenen Be-

griffen war in vielen Fällen eine ungeeignete Gattenwahl. Gerade die führenden Stände sahen weniger auf körperliche und geistige Gesundheit und auf den Willen zur Mutterschaft, als auf den Geldbeutel der Frau. Der Staat zwang sogar die Offiziere, das Einkommen, das er ihnen vorenthielt, sich in Gestalt der „Kaution“ als Mitgift zu verschaffen. Auch die Erwerbsarbeit der Frauenwelt hat ungünstig eingewirkt. Die jungen Mädchen gingen in die Geschäfte und in die Fabriken oder wurden Beamtinnen. Ihrem Berufe waren Kinder hinderlich. Dazu kam, daß während der Erwerbsarbeit eine Vorbereitung für den Haushalt, eine Ausbildung in Kinderpflege, in Krankenpflege, unmöglich war. Die jungen Mädchen hatten deshalb vielfach keinen Mut und keine Lust, ihre verantwortungslose Selbständigkeit mit der Ehe einzutauschen. In vielen Frauenkreisen wurde dem Ideal der Frauenemanzipation gehuldigt, das den Mutterberuf als überlebt und unwürdig beiseite schiebt. Manches junge Mädchen blieb trotz bester Vorbereitung für die Ehe und starker Sehnsucht nach Kindern unverheiratet, weil ihr die Gelegenheit fehlte, einen ihr zusagenden Mann kennenzulernen. Weiter erschwerte die Wohnungsenge in den großen Städten die Aufzucht der Kinder ungemein. Auch unsere soziale Gesetzgebung beseitigte für weite Kreise den Anreiz zur Erzeugung zahlreicher Kinder. Früher brachten sie Geld ins Haus, bis der strenge Schulzwang und das Kinderschutzgesetz diese Erwerbsquelle stark beeinträchtigten. Die Schulentlassenen andererseits erhöhten die Einnahmen der Familie nur selten; sie werden bei gutem Verdienst oft allzufrüh flüchtig und stellen sich außerhalb der elterlichen Wohnung auf eigene Füße. Bei Krankheit und im Alter stehen den Eltern Renten in Aussicht und lassen die Hilfe der Kinder entbehrlich erscheinen. Es sind das Nebenwirkungen unserer sozialen Gesetze, die wir in den Kauf nehmen mußten.

Neben diesen wirtschaftlichen Dingen sind die Volksseuchen nicht zu vergessen, namentlich der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten haben einen verheerenden geburtenmindernden Einfluß.

Innerhalb dieses allgemeinen Geburtenabfalls ist das Aussterben der Familien mit Begabung und Führeigenschaften die für die Zukunft eines Volkes entscheidende und verhängnisvolle Erscheinung. Da die Erbmassen starr sind, wissen wir, daß Begabungen auf künstlerischem wie auf irgendeinem anderen geistigen Gebiete nicht plötzlich aus dem Nichts

entstehen, sondern von Vorfahren aus grauer Vorzeit her in den Keimbahnen der Geschlechter ihre Wege ziehen. Durch günstige Heiraten können sich solche wertvollen Eigenschaften in den Nachkommen summieren und hervorragende Talente und geniale Naturen hervorrufen, zumal wenn Umweltsbedingungen die Auswirkung solcher Eigenschaften zulassen. Aber wenn einmal der Prozeß des Aussterbens der begabten Erbämme einen gewissen Umfang erreicht hat, dann macht sich Mittelmäßigkeit breit, die Armut auf den geistigen Schaffensgebieten wird immer deutlicher und der Niedergang des Gesamtvolkes ist nicht mehr aufzuhalten.

Um dieses Schicksal abzuwenden, müssen wir zunächst die Forderung erheben, daß unsere Bevölkerungspolitik wirkungsvolle Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang ergreift. Wir haben im Artikel 119 der Weimarer Verfassung die Bestimmung, daß kinderreiche Familien Anspruch auf ausgleichende Fürsorge haben. Wenn wir aber unsere Einkommensverhältnisse ansehen, so sind wir noch weit davon entfernt, dieser Verpflichtung nachzukommen. Es gilt hauptsächlich das Schlagwort „wie die Leistung, so der Lohn“. Die biologische Leistung eines Ehepaares, das Kinder für den Staat aufzieht, wird ganz unzulänglich bedacht. Staat und Gemeinden zahlen zwar Frauen- und Kinderzulagen, aber diese sind viel zu gering und den Lebensbedingungen der einzelnen Gehaltsstufen nicht angepaßt. Man hat auch in der Industrie versucht, in dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer das Schlagwort zu durchbrechen und einen Soziallohn einzuführen, aber diese Versuche sind immer wieder gescheitert, weil die Unternehmer auf der einen Seite früher Arbeiter mit kinderreichen Familien entlassen haben und auf der anderen Seite die Arbeiter durch solche Erfahrungen stutzig gemacht worden sind und Widerstand geleistet haben. Hierzu haben auch die verschwommenen Anschauungen in den Marxischen Parteien beigetragen, nach denen man durch Einschränkung der Kinderzahl, durch den sogenannten Gebärstreik Kriege zu vermeiden glaubt. Allerdings ist festzustellen, daß in den letzten Jahren in den Unternehmerkreisen ein Umschwung in den Anschauungen eingetreten ist. Viele Betriebe nehmen heute viel lieber kinderreiche Familienväter mit ernstem Willen zur Arbeit, als unverheiratete junge Burschen auf. Es muß darauf hingestrebt werden, daß Ausgleichskassen geschaffen werden, zu denen Unternehmer und Arbeiter die Mittel in gleicher Weise aufbringen, die Frauen- und

griffen war in vielen Fällen eine ungeeignete Gattenwahl. Gerade die führenden Stände sahen weniger auf körperliche und geistige Gesundheit und auf den Willen zur Mutterschaft, als auf den Geldbeutel der Frau. Der Staat zwang sogar die Offiziere, das Einkommen, das er ihnen vorenthielt, sich in Gestalt der „Kautio“ als Mitgift zu verschaffen. Auch die Erwerbsarbeit der Frauenwelt hat ungünstig eingewirkt. Die jungen Mädchen gingen in die Geschäfte und in die Fabriken oder wurden Beamtinnen. Ihrem Berufe waren Kinder hinderlich. Dazu kam, daß während der Erwerbsarbeit eine Vorbereitung für den Haushalt, eine Ausbildung in Kinderpflege, in Krankenpflege, unmöglich war. Die jungen Mädchen hatten deshalb vielfach keinen Mut und keine Lust, ihre verantwortungslose Selbstständigkeit mit der Ehe einzutauschen. In vielen Frauenkreisen wurde dem Ideal der Frauenemanzipation gehuldigt, das den Mutterberuf als überlebt und unwürdig beiseite schiebt. Manches junge Mädchen blieb trotz bester Vorbereitung für die Ehe und starker Sehnsucht nach Kindern unverheiratet, weil ihr die Gelegenheit fehlte, einen ihr zusagenden Mann kennenzulernen. Weiter erschwerte die Wohnungsenge in den großen Städten die Aufzucht der Kinder ungemein. Auch unsere soziale Gesetzgebung beseitigte für weite Kreise den Anreiz zur Erzeugung zahlreicher Kinder. Früher brachten sie Geld ins Haus, bis der strenge Schulzwang und das Kinderschutzgesetz diese Erwerbsquelle stark beeinträchtigten. Die Schulentlassenen andererseits erhöhten die Einnahmen der Familie nur selten; sie werden bei gutem Verdienst oft allzufrüh flügge und stellen sich außerhalb der elterlichen Wohnung auf eigene Füße. Bei Krankheit und im Alter stehen den Eltern Renten in Aussicht und lassen die Hilfe der Kinder entbehrlich erscheinen. Es sind das Nebenwirkungen unserer sozialen Gesetze, die wir in den Kauf nehmen mußten.

Neben diesen wirtschaftlichen Dingen sind die Volksseuchen nicht zu vergessen, namentlich der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten haben einen verheerenden geburtenmindernden Einfluß.

Innerhalb dieses allgemeinen Geburtenabfalls ist das Aussterben der Familien mit Begabung und Führereigenschaften die für die Zukunft eines Volkes entscheidende und verhängnisvolle Erscheinung. Da die Erbmassen starr sind, wissen wir, daß Begabungen auf künstlerischem wie auf irgendeinem anderen geistigen Gebiete nicht plötzlich aus dem Nichts

entstehen, sondern von Vorfahren aus grauer Vorzeit her in den Keimbahnen der Geschlechter ihre Wege ziehen. Durch günstige Heiraten können sich solche wertvollen Eigenschaften in den Nachkommen summieren und hervorragende Talente und geniale Naturen hervorrufen, zumal wenn Umweltsbedingungen die Auswirkung solcher Eigenschaften zulassen. Aber wenn einmal der Prozeß des Aussterbens der begabten Erbstämme einen gewissen Umfang erreicht hat, dann macht sich Mittelmäßigkeit breit, die Armut auf den geistigen Schaffensgebieten wird immer deutlicher und der Niedergang des Gesamtvolkes ist nicht mehr aufzuhalten.

Um dieses Schicksal abzuwenden, müssen wir zunächst die Forderung erheben, daß unsere Bevölkerungspolitik wirkungsvolle Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang ergreift. Wir haben im Artikel 119 der Weimarer Verfassung die Bestimmung, daß kinderreiche Familien Anspruch auf ausgleichende Fürsorge haben. Wenn wir aber unsere Einkommensverhältnisse ansehen, so sind wir noch weit davon entfernt, dieser Verpflichtung nachzukommen. Es gilt hauptsächlich das Schlagwort „wie die Leistung, so der Lohn“. Die biologische Leistung eines Ehepaares, das Kinder für den Staat aufzieht, wird ganz unzulänglich bedacht. Staat und Gemeinden zahlen zwar Frauen- und Kinderzulagen, aber diese sind viel zu gering und den Lebensbedingungen der einzelnen Gehaltsstufen nicht angepaßt. Man hat auch in der Industrie versucht, in dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer das Schlagwort zu durchbrechen und einen Soziallohn einzuführen, aber diese Versuche sind immer wieder gescheitert, weil die Unternehmer auf der einen Seite früher Arbeiter mit kinderreichen Familien entlassen haben und auf der anderen Seite die Arbeiter durch solche Erfahrungen stutzig gemacht worden sind und Widerstand geleistet haben. Hierzu haben auch die verschwommenen Anschauungen in den Marxistischen Parteien beigetragen, nach denen man durch Einschränkung der Kinderzahl, durch den sogenannten Gebärstreik Kriege zu vermeiden glaubt. Allerdings ist festzustellen, daß in den letzten Jahren in den Unternehmerkreisen ein Umschwung in den Anschauungen eingetreten ist. Viele Betriebe nehmen heute viel lieber kinderreiche Familienväter mit ernstem Willen zur Arbeit, als unverheiratete junge Bur-schen auf. Es muß darauf hingestrebt werden, daß Ausgleichskassen geschaffen werden, zu denen Unternehmer und Arbeiter die Mittel in gleicher Weise aufbringen, die Frauen- und

Kinderzulagen sind aus ihnen zu begleichen und am besten unter dem Namen des Mutterlohnes an die Frauen unmittelbar, nicht an die Arbeiter selbst, abzuführen. Auch die freien Berufe haben sich hier und da schon zu solchen Ausgleichskassen entschlossen, so haben die Apotheker einiger preußischer Regierungsbezirke diesen Weg beschritten.

Ein Blick in die Steuergesetzgebung lehrt uns weiter, daß durch sie in unserem Vaterlande nicht die Ehe, sondern die Ehelosigkeit gefördert wird. Ein Beispiel: Wenn zwei Eheleute im Jahre 1921 zusammen ein Einkommen von 48 000 Mark hatten, dann zahlten sie 9060 Mark Steuer, wenn aber zwei Leute unvermählt miteinander in Gemeinschaft lebten und jeder die Hälfte des Einkommens von 48 000 Mark aufbrachte, dann zahlten sie zusammen nur 4560 Mark Steuer. Der Staat erhob also hier eine Ehesteuer, in unserem Beispiel von 4500 Mark. Bei dem Reichsnotopfer wurde 1 000 000 Mark Vermögen mit 246 000 Mark besteuert, dieser Satz war für das Gesamtvermögen eines Ehepaares und für das Vermögen eines Junggesellen gleich, wenn aber zwei ledige Personen in wilder Ehe miteinander lebten, zahlten sie nur 182 000 Mark, das Reich erhob also auf die Ehe wiederum eine Sonderabgabe von 64 000 Mark. Solche Steuergesetzgebung muß in einem Volke allmählich zum unaufhaltsamen Volkstode führen. Das gleiche gilt von allen indirekten Steuern, soweit sie sich auf Gebrauchsgegenstände erstrecken; sie treffen den kinderreichen Familienvater vielfach, während der Junggeselle sie immer nur einmal zahlt; wir müssen sie darum bekämpfen, soweit sie nicht auf Genußmittel oder Luxusgegenstände gelegt werden, die wir entbehren können. Für alle direkten Steuern fordert die Rassenhygiene die Durchführung der kopfteiligen Steuerformel, sie lautet: „Jedes steuerbare Einkommen oder Vermögen ist in so vielen gleichen Teilen zu veranlagen, als Familienmitglieder davon leben müssen.“ Nach dieser Formel würde eine fünfköpfige Familie ein Reichsnotopfer von 130 000 Mark gezahlt haben, indem fünfmal der Satz von 200 000 Mark versteuert worden wäre. Diese Formel ist so klar und vereinfacht die gesamte Steuergesetzgebung so sehr, daß sie mit allem Nachdruck durchgesetzt werden muß.

Glücklicherweise ist den Rassenhygienikern ein wichtiger Bundesgenosse zur Seite getreten. Im Deutschen Reiche haben sich die kinderreichen Familien zu einem großen Ver-

bande zusammengeschlossen, der diese Forderungen vertritt. Er umfaßt in Sachsen bereits etwa 10 000 Familien mit 49 Ortsgruppen. Im ganzen Deutschen Reiche sind 50 000 Familien zusammengeschlossen. Die Bünde der Kinderreichen bilden immer mehr und mehr eine Macht, mit der die Parteien im Reichstage, in den Landtagen und in den Stadtverwaltungen zu rechnen haben. Ihnen wird es gelingen, die Einkommensregelung und die Steuergesetzgebung im rassenhygienischen Sinne zu beeinflussen. Die Bünde der Kinderreichen verfolgen aber durchaus nicht nur wirtschaftliche Ziele für die einzelnen, sondern sie wollen in unserem Volke auch die Achtung vor der Frau und vor der Mutter wieder zu Ehren bringen, welche tief gesunken ist; schwangere Frauen werden von vielen unserer Volksgenossen verhöhnt und wir müssen vor Scham versinken, wenn wir daran denken, in welcher hoher Achtung bei dem chinesischen Volke der Mutterberuf steht. Die Bünde der Kinderreichen haben bisher im einzelnen in den Gemeinden mancherlei Erleichterungen für die Familien erreicht. Auf die gesetzlichen Maßnahmen ist ihr Einfluß bisher gering gewesen, lediglich bei der Verteilung des billigen Brotes sind die kinderreichen Familien in erster Linie berücksichtigt worden. Aber aller Anfang ist schwer. Der Verband wächst und wird sich durchsetzen.

In Frankreich werden kinderreiche Familien mehr als in Deutschland unterstützt und geehrt. Die nachstehenden Maßnahmen sind teils bereits getroffen, teils werden sie vorbereitet: 1. Fürsorge für bedürftige kinderreiche Familien. Eine Jahresunterstützung von 180 bis 210 Franken für jedes Kind erhalten Familien mit mindestens 4 Kindern unter 13 Jahren, falls beide Eltern noch leben. Wenn nur der Vater oder nur die Mutter noch lebt, werden auch bedürftige Familien mit 3 bezw. 2 Kindern aus öffentlichen Mitteln (Staat, Departement und Gemeinde) unterstützt. Eine Erhöhung dieser gesetzlichen Bezüge wird durch eine Reihe von Privatunterstützungen ermöglicht. Zur Unterstützung von 90 armen Familien, die mindestens 9 Kinder haben, mit je 25 000 Franken jährlich dient die Stiftung Cognac Jay. Eine andere Stiftung verteilt an 100 Familien mit mindestens 5 Kindern je 10 000 Franken jährlich. — 2. Fürsorge ohne Rücksicht auf die Bedürftigkeit. 39 französische Departements zahlen Prämien von mindestens 100 bis höchstens 1000 Franken von jedem dritten Kinde ab, sobald das dritte Kind ein Jahr alt ist. Außer dieser eigentlichen Geburtsprämie kann eine besondere

Dorsorgeprämie von 500 bis 1000 Franken gezahlt werden, um dem Kind eine Alters-, Lebens- oder Aussteuerversicherung zu verschaffen. Im französischen Staatshaushalt für 1922 waren als staatliche Mittel für Prämien 2 Millionen Franken vorgesehen, im Jahre 1923 voraussichtlich 15 Millionen Franken. — 3. Bevorzugung der kinderreichen Eltern in bezug auf Gehalt und Lohn. Staatsbedienstete erhalten für die beiden ersten Kinder je 330 Franken, für jedes weitere Kind je 480 Franken Kinderzulage; ferner wird eine Teuerungszulage von 720 Franken jährlich den Eltern mit Kindern bis zu einem Gehalt von 12 720 Franken gewährt. In der Verwaltung des Gesundheitsministeriums werden Beamte mit zahlreicher Familie für jedes Kind im Dienstalter um ein Jahr vordatiert. Die Altersrenten der Staatspensionäre werden bei Familien mit mehr als 5 Kindern nach einem Staffeltarif um 16 bis 200 Prozent gesteigert. Ebenso werden den Militärrentnern für jedes Kind unter 18 Jahren verschieden bemessene Zuschläge bis zu 300 Franken gezahlt. Für die sonstigen Gehaltsempfänger ist ein allgemeines Versicherungsgesetz geplant mit einem täglichen Unterstützungsbeitrag 6 Wochen vor und nach der Geburt, mit 200 bis 400 Franken Beitrag für jede Geburt neben freier ärztlicher Hilfe auch für die Familie, 150 bis 1500 Franken Sterbegeld für jedes Kind und einer Erhöhung der Invaliditäts- und Unfallrenten um 100 Franken für jedes Kind nebst einer Ermäßigung der Arbeitnehmerbeiträge nach der Kinderzahl. — 4. Wohnungsfürsorge. Die Miete kann zugunsten kinderreicher Familien auf die Hälfte der zulässigen Wohnungsmiete herabgesetzt werden. Ferner werden besondere Beihilfen zur Herstellung von Wohnungen an bedürftige kinderreiche Familien gezahlt. Weitere Erleichterungen betreffen das Schulgeld, den Militärdienst, die Steuern und Ermäßigungen bei Benutzung französischer Eisenbahnen, Trambahnen, Dampferlinien, Museen usw. Für die Eltern von Familien mit mindestens 5 Kindern ist vom französischen Staat eine bronzene, für die mit mindestens 8 Kindern eine silberne und für die mit mindestens 10 Kindern eine goldene Medaille geschaffen. Innerhalb der Jahre 1921 und 1922 sind über 30 000 derartige Medaillen, davon 6600 goldene, verteilt worden. (Nach den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes Nr. 10 vom 7. März 1923.) Neuerdings wurde der Orden der Ehrenlegion an kinderreiche Mütter verliehen, welche mehrere Söhne im Kriege verloren haben.

Von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Zukunft unseres Volkes ist die Bekämpfung der Spätehe. Namentlich in den akademischen Kreisen kam der Mann erst in den dreißiger Jahren zur Eheschließung, weil vorher das Gehalt nicht ausreichte. Um den Verfall unseres Volkes durch Aussterben der begabten Familien entgegenzuarbeiten, müssen wir die Fröhehe durchsetzen. Wir müssen die Forderung erheben, daß der junge Mann etwa mit dem vollendeten 24. Jahre in der Lage sein muß, eine Ehe zu begründen. Auf dieses Ziel müssen die Besoldungsverhältnisse zugeschnitten werden. Der Akademiker wird ja seit dem Jahre 1919 bedeutend besser bezahlt als früher. Mit einem Gehalt von 120 Mark im Monat vor dem Kriege konnte er keine Familie begründen, heute erhält er nahezu das Gehalt der 10. Besoldungsgruppe. Unter keinen Umständen dürfen die Akademiker es sich gefallen lassen, daß ihre Gehälter grundsätzlich für die jungen Jahre wieder herabgesetzt werden. Abgesehen von den Gehaltsverhältnissen müssen wir darnach streben, daß unsere Anschauungen sich ändern und auf die Fröhehe eingestellt werden. Sowohl die Eltern wie die Jugend müssen Einkehr halten. Bei den Eltern müssen überlebte Anschauungen weichen. Wie viele Eltern verweigern die Einwilligung zur Ehe, bis der Bräutigam eine möglichst hohe Standes- oder Gehaltsstufe erreicht hat, die zur Begründung eines eigenen Heimes mit allen Ansprüchen gewisser Standes sitten ausreicht, anstatt dem jungen Paare in ihrem Hause ein bescheidenes Heim einzurichten. Wie viele törichte Vorurteile sind auch bei den Jungen zu überwinden! Sie dürfen nicht mit der Hochzeit warten, bis sie sich nach alter Sitte eine Fünfstimmerwohnung mit einem Dienstmädchen leisten können. Das junge Paar muß sich einige Jahre in ein Elternhaus einfügen können, bis es so weit ist, ein eigenes Heim zu gründen. Die Fröhehe wird das wertvollste Bollwerk gegen die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten, wenn sie in unserem Vaterlande zur Volkssitte wird.

Wir fordern weiter, daß das Reich Wohnungs- und Bodenreform zur Bekämpfung des Geburtenrückganges mit Energie in die Hand nimmt. Ich kann an dieser Stelle auf diese Bestrebungen im einzelnen nicht eingehen, sondern begnüge mich damit, zu erklären, daß die Rassenhygiene diesen Bestrebungen nachdrücklich zur Seite steht.

Endlich haben wir noch die Bekämpfung des Alkohols und der Geschlechtskrankheiten zu betonen. Diese

Volkseuchen nehmen in unserem Volke ebenso zu, wie neuerdings wieder die Tuberkulose. Wie steht der Kampf gegen den Alkoholismus? Das Deutsche Reich hat die Alkoholverzeugung unter Monopolwirtschaft gestellt und vertreibt selbst eigenen Schnaps. Es läßt dieses Volksgift in ungezählten Fässern in das Volk einströmen und füllt auf diese Weise Kasse aber auch seine Krankenhäuser, Irrenanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser. Um gegenüber dem Drängen der Alkoholgegner den Beweis zu liefern, daß auch von Reichs wegen etwas gegen die Alkoholnot in unserem Volke geschieht, wird ein kleiner Anteil aus dem Gewinn des Branntweinmonopols abgespalten und zur Bekämpfung des Alkoholismus und der übrigen Volkseuchen, der Tuberkulose und der Geschlechtskrankheiten verwandt. Wenn man sich dieses Verhalten recht überlegt, muß man es für unerhört kurzfristig vom Standpunkt des Staates, für bodenlos raffiniert vom Standpunkte des Alkoholkapitals und für verwerflich erklären. Es wäre genau daselbe, wenn man Freudenhäuser von Staats wegen unterhalten und von den Einnahmen einen kleinen Teil zur Bekämpfung der Unzucht bewilligen würde. Dieser scharfe und bittere Vergleich, den ich einmal gelesen habe, ist treffend. Wir müssen gegen einen solchen unerhörten Niedergang unserer Verwaltung den allerschärfsten Kampf ansagen und es ist mir vollkommen unverständlich, daß Parteien, welche sich national nennen, solche Gesetze im Reichstage zugelassen und angenommen haben. Einzig und allein die äußerste Linke hat gegen das Branntweinmonopol des Reichs bis zum letzten Augenblick Widerstand geleistet. Ich fordere die alkoholgegnerschen Vereine auf, in Zukunft von den Monopolgeldern nichts mehr anzunehmen und erkläre, daß ich mich in Zukunft an keinem Verbände beteiligen werde, der von diesen Geldern nimmt.

Nun ein Wort über die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Es wäre hier viel zu sagen. Diese Volkseuche hat mancherlei Wurzeln auf sozialem, sittlichem und sinnlichem Gebiet. Immer wieder wird die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gefordert, an der Spitze dieses Kampfes steht die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Ihr unermüliches Wirken hat es erreicht, daß in den letzten Jahren wiederum ein Gesetzentwurf in den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches beraten wird; aber dieser Plan ist wie alles, was bisher geschehen ist, unzulänglich. Die erwähnte Deutsche Gesellschaft hat auf dem Gebiete der Aufklärung des Volkes, namentlich im Verein mit den

mustergültigen Ausstellungen des Deutschen Hygienemuseums, beachtenswerte Erfolge erzielt. Auch die Einrichtung der Beratungsstellen durch die Versicherungsanstalten ist ein Verdienst, aber ich glaube nicht, daß durch alle diese Bemühungen, auch nicht durch die großen Fortschritte in der Behandlung der Kranken, die Zahl der Geschlechtskranken in Deutschland abgenommen hat. Ich betone hier mit allem Nachdruck, daß wir auch nicht eher zu Erfolgen schreiten werden, als nicht die Bekämpfung dieser Volksseuche in die Hand der gelehrten Hygieniker gelegt ist und nach den z. B. bei der Typhusbekämpfung erprobten Methoden der Seuchenabwehr durchgeführt wird. Die Fachärzte für die Geschlechtskrankheiten, welche die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im wesentlichen zusammensetzen und führen, sind nicht die zuerst Berufenen in diesem Kampfe, ebensowenig wie die Typhusbekämpfung in die Hände der Fachärzte für innere Krankheiten gelegt wird. Wenn irgendwo eine Typhusepidemie herrscht, dann tritt der Hygieniker an die Front, ihm ist jener rücksichtslose Kampf vertraut, der gegen eine Seuche geführt werden muß, ohne auf die Wünsche der einzelnen Kranken und Angehörigen mehr Rücksicht zu nehmen, als es das Wohl der Gesamtheit zuläßt. Die Fachärzte für Haut- und Geschlechtskrankheiten sehen aber immer nur den armen, unglücklichen Kranken der Sprechstunde in seinen körperlichen und seelischen Nöten vor sich und werden dadurch gehemmt, sich auf die Forderungen der Seuchenbekämpfung einzustellen, deren oberste die allgemeine Anzeigepflicht ist. Sie hat sich in Dänemark z. B. in Form namensloser Meldungen bereits bewährt.

Wir haben uns bisher mit den Forderungen der Rassenhygiene beschäftigt, welche im wesentlichen darauf abzielen, den scharfen Geburtenrückgang zu bekämpfen. Man bezeichnet sie wohl auch als (quantitative) Bevölkerungspolitik nach der Zahl. Jeder Leser wird herausgeföhlt haben, daß ich mit meinen Worten im wesentlichen eine Vermehrung der wertvollen Bestandteile unseres Volkes im Auge habe, aber es ist bisher nicht scharf genug betont worden, und so muß ich jetzt dazu übergehen, die Forderung nach Auslese zu begründen. Die Rassenhygiene muß sie sofort erheben, wenn sie die Bekämpfung des Geburtenrückganges fordert. Die Bevölkerungspolitik nach der Güte (die qualitative) muß mit der nach der Zahl zu einheitlichem Streben untrennbar verbunden werden. Was nützt einem Volk einen gewaltige Zahl

von Millionen Menschen, wenn eine Menge von diesen körperlich und geistig minderwertig sind? Nach sehr vorsichtiger Schätzung haben wir jetzt etwa 240 000 Geisteskranke, 90 000 Epileptiker, 170 000 Trunksüchtige, 36 000 Blinde, 18 000 Taubstumme, 156 000 Verkrüppelte und 300 000 schwer lungenkranke Volksgenossen, von denen ein großer Teil sein Leiden einer erblichen Anlage verdankt. Dazu kommen die seelisch Minderwertigen aller Art und das Heer der Verbrecher. Angesichts solcher Zahlen erhebt sich die Notwendigkeit der Auslese mit Macht vor unseren Augen.

Die Möglichkeit, solche Auslese im Leben eines Volkes durchführen zu können, ist durch die Entdeckungen eines deutschen Mönchsgelehrten wesentlich gefördert worden. Es war der Pater Gregor, der mit seinem bürgerlichen Namen Johann Mendel hieß, welcher in den sechziger Jahren auf Grund von Zuchtversuchen mit Erbsen die Grundzüge der Regeln feststellte, nach denen die Vererbung im Pflanzen- und Tierreich vor sich geht. Er lebte zu Brünn in Mähren. Es gelang ihm nicht, die Größen der botanischen Wissenschaft für seine Entdeckung zu gewinnen, seine Arbeiten gerieten in Vergessenheit, und so erfuhren es drei namhafte Botaniker um die Jahrhundertwende, als sie dieselben Wege der Erbllichkeit erkannt hatten, daß Mendel bereits über dreißig Jahre früher das Wichtigste beschrieben hatte. Die Mendelschen Gesetze lehren uns, die Starrheit der Erbmassen richtig einschätzen, und vermitteln uns das tiefe Walten der Vererbung. Wir müssen darnach streben, daß jeder in unserem Volke die Mendelschen Gesetze kennt, so wie er viele andere Dinge in der Schule lernen muß, die viel weniger wichtig sind für das Leben des Einzelnen und das Geschick des Volkes. Das erste Mendelsche Gesetz wollen wir uns an einem Beispiel klar machen. Wenn wir ein weißes und ein rotes Löwenmaul miteinander kreuzen, so entsteht eine Bastardpflanze, deren Blüten rosa sind; es erscheint uns das ganz natürlich, denn Rosa nimmt eine Mittelstellung zwischen Weiß und Rot ein. Wenn wir solche Bastarde wieder untereinander kreuzen, dann müßten wir erwarten, daß auch deren Nachkommen rosa Blüten tragen. Aber wir erzielen teils Nachkommen, die rosa blühen, daneben solche, welche rote, und solche weiße Blüten besitzen. Mendel gab für diese eigenartige Erscheinung des Aufspaltens der Bastarde folgende Erklärung: Jedes Lebewesen muß ein Doppelwesen sein, das die Anlagen für jede seiner einzelnen Eigenschaften einmal von dem Vater

und einmal von der Mutter ererbt hat. Jede dieser Anlagen geht nun in dem neuen Lebewesen allein in eine Geschlechtszelle hinein; die Verkoppelung, die zur Bildung einer neuen Eigenschaft in dem Lebewesen geführt hatte, hört in den einzelnen Geschlechtszellen auf. Mendel stellte auch bereits das Verhältnis fest, in welchem die Eigenschaften der Eltern wieder sichtbar werden. Bei dem Löwenmaul z. B. sind von 100 Nachkommen der Bastardpflanzen 25 Prozent weiß, 25 Prozent rot und 50 Prozent rosa.

Wir wollen uns das an der Hand von Formeln klarer machen. Wenn wir die Geschlechtszelle mit der Anlage für die rotblühende Pflanze R nennen, so hat die letztere, die aus der Vereinigung zweier Geschlechtszellen, der männlichen und der weiblichen, entsteht, die Formel RR. Die Geschlechtszelle der weißblühenden Pflanzen sei r, die letztere hat dann die Formel rr. Die Bastardpflanze ist Rr. Kreuzen wir nun die Bastarde

$$Rr \times Rr,$$

so haben wir folgende Möglichkeiten: RR, Rr, rR, rr. Wir sehen, daß das obengenannte Zahlenverhältnis auftreten muß. Es wird sich im Leben um so sicherer einstellen, je größer die Zahl der Nachkommen ist. Bei wenig Nachkommen, wie beim Menschen, spielt der Zufall eine große Rolle.

Mendel hat nun weiter noch eine sehr wichtige Entdeckung gemacht, nämlich die, daß die Anlagen meist nicht gleichstark sind, so daß es bei der Vereinigung in den beiden Geschlechtszellen nicht zu einer Mittelstellung kommt, sondern daß eine Anlage ganz oder nahezu unterdrückt oder überdeckt wird, rezessiv ist. Die andere, stärkere, ist dann überdeckend, dominant. So kann die Anlage für die rote Farbe die für die weiße unterdrücken, so daß die Nachkommen solcher Pflanzen rot sind, wie Mendel zuerst an Erbsen sah.

Die Mendelschen Gesetze gelten auch für den Menschen. Die menschliche Erblchkeitslehre ist in letzter Zeit mächtig aufgeblüht, trotzdem gibt es sogar noch Ärzte, welche bezweifeln, daß die Ergebnisse dieser Lehre bereits fest genug sind, um zu praktischen Folgerungen zu führen. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß diejenigen, die so sprechen, noch keine Zeit gefunden haben, sich mit den Fragen der Vererbungslehre wirklich zu befassen. Sie verdecken mit der Ablehnung der Lehre ihre eigene Unwissenheit und ich bin nicht müde geworden, sie aufzufordern, sich die neueren Bücher über die Vererbungslehre zu verschaffen und sie zu

studieren. (Vergl. das Verzeichniss am Schlusse.) Selbstverständlich ist die Erblchkeitslehre, wie alle Wissenschaften, im Fluß, und Beobachtungen, die wir heute in einer bestimmten Weise ausgedeutet haben, werden vielleicht morgen wieder etwas anders beleuchtet und erklärt.

Wir wissen, daß viele Krankheiten einen bestimmten Erbgang haben. Wir kennen Krankheiten, bei denen die Anlage für die Krankheit die Anlage für die Gesundheit mehr oder weniger überwiegt, und wir kennen Krankheiten, bei denen die Anlage für gesund die Anlage für krank unterdrückt. Wenn es sich um den letzteren Erbgang handelt, dann kann die krankhafte Anlage durch Geschlechter hindurch von der gesunden unterdrückt werden, aber durch eine ungünstige Heirat kann das Leiden in einer solchen Familie wieder auftauchen; insbesondere sind es die Verwandten-Ehen, welche die Anlagen wieder zusammenführen, und deswegen zeigen die Mitglieder von Familien, die wieder ineinanderhinein geheiratet haben, auffallend häufig körperliche und geistige Mängel neben hervorragenden Einzelbegabungen. Bei dem überdeckenden Erbgang tritt das Leiden, wie gewöhnlich, in jeder Familie auf. Folgende Neigungen, Krankheiten und Mißbildungen sind erblich:

Kurzichtigkeit,
Weitichtigkeit,
Astigmatismus des Auges,
Netzhautschwund,
Grüner Star,
Zunehmende Schwerhörigkeit,
Taubstummheit (ein Viertel aller Taubstummen verdankt das Leiden einer überdeckten erblichen Anlage),
Fischhaut (Isthyposis),
Grüßbeutel (Atherom),
Sechsfingrigkeit,
Kurz fingrigkeit,
Klumpfuß,
Veranlagung zu Leistenbruch,
Hasenscharte,
Kleinheit des Schädels (Mikrokephalie),
Zwergwuchs,
Schwache Körperverfassung, Veranlagung zur Lungenschwindsucht,

Basedowsche Krankheit,
Bluterkrankheit,
Zuckerkrankheit,
Gicht,
Fettsucht,
Asthma,
Linkshändigkeit,
Bettnässen,
Sprachstörungen,
Schwachsinn,
Blödsinn (Idiotie),
Jugendirresein (Dementia praecox, Schizophrenie),
Epilepsie,
Hysterie,
Nervenschwäche (Neurasthenie).

Diese Aufzählung ist keineswegs erschöpfend.

Wenn wir von vererblichen Krankheiten sprechen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß es sich durchaus nicht immer durch ausgebildete Krankheitszustände bildet, sondern daß vielfach nur eine Veranlagung dazu vererbt wird. Ein einfaches Beispiel. Die Anlage zum Leistenbruch ist erblich, ob aber jemand einen Leistenbruch im Leben bekommt, das hängt von den Umweltsbedingungen ab. Wenn er einen Beruf ergreift, bei dem er schwere körperliche Arbeit verrichten muß, wird das Leiden schnell zum Vorschein kommen. So greift die Vererbungslehre hinein in die Fragen der Berufswahl.

Um sorgfältige Auslese zu treiben, wie es der Pflanzen- und Tierzüchter tut, empfehlen wir die Einführung von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung auf Grund sorgfältiger Untersuchung.

Wir fordern ferner die Ausschaltung der Minderwertigen aus dem Lebensprozeß unseres Volkes, entweder durch Unterbringung in geschlossenen Anstalten oder durch Unfruchtbarmachung. Neuerdings hat das Landesgesundheitsamt in Sachsen die Förderung dieser Frage in die Hand genommen. Es ist ein Ausschuß zusammengesetzt, der aus Ärzten und Juristen besteht und die Frage prüft, welche gesetzlichen Unterlagen für die Unfruchtbarmachung von Geisteskranken und Verbrechern vorhanden

sind. Auch in dieser Frage wird, wie in allen gesundheitlichen Fragen unseres Volkes, die Rücksicht auf das Gesamtwohl über die Einzelbelange hinweggehen müssen.

Dann möchte ich auf einen Vorschlag eingehen, den ich schon seit Jahren erhoben habe. Ich fordere in unserem Volke eine gemeinnützige Heiratsvermittlung. Wenn ich Ihnen mitteile, daß während des Krieges in Deutschland eine amtliche Heiratsvermittlung bestanden hat, so werden Sie vielleicht geneigt sein, zu glauben, daß es sich also nicht um aussichtslose Zukunftspläne handelt. In der Provinz Sachsen wurde während des Krieges in Magdeburg eine amtliche Heiratsvermittlung eingerichtet, welche zunächst nur die Wiederverheiratung von Kriegerwitwen und Kriegsinvaliden bezweckte. Sie griff aber allmählich auch auf alle Heiratslustigen über. Der Geschäftsgang war folgender:

Die Fürsorgestellen für Kriegshinterbliebene bzw. die Kreis- und Ortsausschüsse der Nationalstiftung teilten der Beratungsstelle die Kriegswitwen mit, deren wirtschaftliche Lage eine Wiederverheiratung erwünscht machte. Von dort wurden den Bewerberinnen ausführliche Fragebogen zur Ausfüllung übergeben und genaue Auskunft über die persönlichen Verhältnisse, die Charaktereigenschaften, den Leumund und gerichtliche Bestrafung eingeholt. In gleicher Weise sandten die Fürsorgestellen für Kriegsbeschädigte Nachrichten über heiratslustige Männer ein. Letztere erhielten den gleichen Fragebogen zugesandt wie die Frauen, und es wurde in gleicher Weise amtliche Auskunft über sie eingeholt.

Von der Beratungsstelle in Magdeburg wurden alle Nachrichten gesammelt und veröffentlicht. Es wurde eine „Bewerberliste“ herausgegeben. Sie wurde allen Anfragenden jeden Monat zugesandt und lag bei sämtlichen Unterausschüssen und Fürsorgestellen der Provinz Sachsen aus. Die Einrichtung war kostenlos.

Die Anzeigen wurden unter laufenden Nummern ohne Namensnennung veröffentlicht und enthielten bei den Frauen kurze Mitteilungen über Beschäftigung des verstorbenen Mannes, Heimat, vorhandene Einrichtung und Besitz, Religion, Geburtsjahr, Zahl der Kinder, Beschäftigung und besondere Wünsche.

Wer Briefwechsel mit einer der Personen des Verzeichnisses wünschte, nannte die in Frage kommende Nummer. Die Beratungsstelle fragte dann bei der betreffenden Person an und vermittelte zunächst ohne Namensnennung. Falls es

gewünscht wurde, erfolgte Namensnennung zur Eröffnung eines Briefwechsels. Die Beteiligten wurden gebeten, der Beratungsstelle von dem Erfolg Mitteilung zu machen. Andernfalls erkundigte diese sich nach Verlauf von etwa zwei Monaten nach dem Stande der Angelegenheit. Leider ist diese Einrichtung wieder aufgegeben worden, nicht etwa, weil sie sich nicht bewährte, sondern weil sie über die Provinz Sachsen hinausgriff und man die Mittel dafür nicht mehr aufbringen wollte, die übrigens recht bescheiden waren.

Für die Arbeit solcher Heiratsämter könnte die Tätigkeit vorbildlich sein, welche der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft bei der Hinaussendung von jungen Mädchen nach Südwestafrika entfaltet hat. Als wir in die Reihe der Kolonialmächte vor 40 Jahren eingetreten waren, zogen Scharen von jungen Männern nach Südwestafrika hinaus, die in Kampf und Streit den Boden bereiten mußten, bis Frauen nachfolgten. Es war kein Wunder, daß eine Vermischung mit den Eingeborenen stattfand. Wenn ein Kolonialvolk die Männer allein läßt, so überliefert es sie dem Schicksal, mit anderen Rassen Verbindungen einzugehen, weil der Naturtrieb zu übermächtig ist. Diese große Gefahr kann nicht durch Ermahnungen und Lehren, sondern nur durch rechtzeitige Auswanderung von Frauen und Mädchen vermieden werden. Die Deutsche Kolonialgesellschaft griff im Verein mit der Regierung ein, als die Zahl der Mischlinge zwischen Deutschen und Eingeborenen immer größer wurde, und es wurden körperlich und geistig gesunde Mädchen in die Familien hinüberschickt, damit sie drüben heiraten und eine Familie gründen sollten. Die Auswahl der Mädchen wurde durch die Frauenabteilungen der Kolonialgesellschaft in den einzelnen Landesteilen Deutschlands vorgenommen.

Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft sorgt auch heute noch in voller Tatkraft für Südwestafrika; es wäre dringend zu wünschen, daß er seine Arbeit auf alle Gebiete der Welt erstreckt, wohin Deutsche in Scharen auswandern, um zu verhindern, daß die Männer fremdrassige Frauen heiraten und dadurch dem Deutschtum verloren gehen.

Ich glaube, Ihnen eine Übersicht über die praktischen Folgerungen gegeben zu haben, welche die Rassenhygiene aus der Vererbungslehre zieht. Sie werden aus allen Maßnahmen erkennen, daß ein gemeinsames Handeln aller Volksgenossen nach diesen Richtlinien möglich und notwendig ist. Solches ist Sozialismus im edlen Sinne. Er erfüllt die Forderung,

daß ein jeder sein Dasein mit allen Kräften für das große Ganze einsetzen und sich verantwortlich fühlen soll für das Volksganze. Wir können nur den Sozialismus anerkennen, der nicht nur für das lebende Geschlecht oder gar nur für eine bestimmte Schicht des Volkes, sondern der im Sinne der Rassenhygiene für die kommenden Geschlechter arbeitet und sich bei jeder gesetzlichen, öffentlichen und privaten Maßnahme fragt: Wird sie auch zum Nutzen unserer Nachfahren sein? Nur ein solcher Sozialismus, der durch rassenhygienische Gesinnung alle Schichten verbindet, hat in unserem Volke Daseinsberechtigung. Er ist zugleich national. Ich erkenne niemand als national oder völkisch an, auch wenn er bei einer nationalen Partei tätig ist, der seine Gesinnung nur dadurch zeigt, daß er für das lebende Geschlecht arbeitet. In Zukunft wird es sich an der Hand der Lehren der Rassenhygiene herausstellen, daß nur diejenigen wahrhaft national sind, die auch für die kommenden Söhne und Töchter unseres Volkes wirken.





2. Führerfrage.

Wenn wir die Führerfrage unseres Volkes behandeln wollen, so müssen wir zurückgehen auf die Erbkräfte, die in unserem Volke schlummern, und die den Rassen entstammen, aus denen unser Volk zusammengesetzt ist. Ich habe daher die Aufgabe, Sie in die Rassenkunde einzuführen, die seit der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze sich gewaltig entwickelt hat. Die Rassenkunde ist die Wissenschaft von den Menschenrassen. Sie ist nicht dasselbe wie die Rassenhygiene, welche die Gesunderhaltung der menschlichen Rasse ganz allgemein behandelt und eine zwischenvolkliche Wissenschaft ist. Die Rassenhygiene kann sich natürlich auf jedes Volk, auf jede Rasse erstrecken und so kann es eine chinesische, eine französische, eine deutsche, eine jüdische Rassenhygiene geben und so fort. Immer werden gewisse Grundlagen gemeinsam bleiben, insbesondere die Vererbungslehre.

Es besteht vielfach die Meinung, daß die Vererbung durch Kreuzung verschiedener Rassen einen festen Typ geschaffen hätte, wer aber die Ausführungen über die Mendelschen Gesetze verfolgt hat, der weiß, daß es einen solchen nicht geben kann. Wir kennen Rassengemische, aber keine festen Mischrassen. Der Freiburger Anatom Fischer hat das zuerst an dem eigenartigen kleinen Volke der Rehobother Bastards in Südwestafrika nachgewiesen. Sie sind Nachkommen von Buren und Hottentotten. Letztere sind mittelgroß, hager, haben schwache Gliedmaßen mit zierlichen Händen und Füßen, die Hautfarbe ist fahl, gelbbraun, das Haupt ist länglich, die Stirn schmal, das Kinn spitz, die Backenknochen treten hervor. Die Augen haben die Eigentümlichkeiten der Mongolenaugen, sie sind schief gestellt und zeigen die sogenannte Mongolensalte. Die schwarzen Haare sind spiralig gedreht und stehen in kleinen Büscheln wie Pfefferkörner. Unter den Bastards zu Rehoboth, die sich zu einer eigenen Nation zusammengeschlossen haben, finden wir nun alle Übergänge vom Europäerwuchs zum reinen Hottentotten. Mosaikartig sehen wir bei den einzelnen

Menschen die hottentottischen Merkmale neben den europäischen. Es ist keine feste Rasse entstanden, welche in allen Theilen des Körpers die mittlere Linie innehält. In einem solchen Rassengemisch findet auch immer wieder eine „Entmischung“ statt, das heißt, es treten die Elterntypen wieder zutage.

In Europa sind es vor allem vier Rassen, aus denen sich die verschiedenen Völker gebildet haben, die nordische auch indogermanische und arische genannt, die Mittelmeerrasse, von H. Günther die westliche genannt, die alpine, welche H. Günther die dinarische nennt, und die dinarische Rasse.

Die Urheimat der nordischen Rasse liegt nicht im Osten, etwa in Indien, wie man lange glaubte, sondern an dem westlichen Gestade der Ostsee, in Skandinavien, Holstein, Nordwestdeutschland. Von hier sind die nordischen Völker in der Vorzeit nach Osten und Süden gezogen. Die alten Griechen, die ersten Geschlechter Roms, welche Rom gründeten, ferner die Herrscherkasten der Inder waren nordischen Stammes ebenso wie die Germanen, denen außer uns auch die Schweden, Norweger, Dänen, Schotten, Holländer, Flamen und andere Volksstämme entstammen. Es ist eine hochgewachsene Rasse, die Männer erreichen eine durchschnittliche Höhe von 1,76 Metern. Der schlanke Körper ruht auf hohen Beinen, die Hüften sind schmal und die Schultern breit. Auf schlankem Hals sitzt das lange schmale Haupt, an dem der Hinterkopf stark ausgeprägt ist. Auch das Gesicht ist lang und schmal, die Stirn weicht ein wenig zurück. Die Nase ist hoch angelegt, schmal, gerade oder nach oben gebogen. Das Kinn ist scharf ausgeprägt. Die helle Haut schimmert rosig-weiß. Die Haare sind blond, glatt oder wellig. Die Augen sind blau. Die Gestalten der nordischen Rasse treten uns in den griechischen und altrömischen Standbildern entgegen.

Die Heimat der westlichen Rasse ist das Mittelmeergebiet. Sie bildet vor allem die Spanier, Portugiesen, Süditaliener und Südfranzosen. Ihre Angehörigen sind zierlich und schlank, die Männer haben nur eine Durchschnittsgröße von 1,60 Metern. Das Haupt ist wie bei der nordischen Rasse lang. Die Stirn ist etwas steiler und gerundeter als bei der letzteren. Die Nase ist hoch angelegt und gerade, das Kinn ist gerundet. Die Haut ist bräunlich, das Haar tiefbraun oder schwarz, schlicht oder lockig, die Augen sind braun.

Die alpine Rasse entstammt dem nahen Osten und ist zuerst im Alpengebiet aufgefallen. Sie sitzt zum Teil in Ost-

und Mittelfrankreich in Massen. Ihre Menschen sind ebenfalls klein wie die Mittelmeerrasse, die Größe des Mannes beträgt im Durchschnitt 1,63 Meter, sie sind aber untersezt, gedrungen, muskeltark und haben kurze Beine. Stirn und Gesicht sind breit. Die Nase ist tief angesetzt, flach, nach unten gebogen und endigt stumpf (Stupsnase). Die Haut ist gelbbraunlich, das Haar braun oder schwarz, die Augen sind braun.

Die *dinarische* Rasse hat ihre Heimat auf dem Balkan und ist nach den dinarischen Alpen benannt. Sie bedingt namentlich die Südslawen. Sie ist langgewachsen, nur wenig kleiner als die nordische. Der Mann mißt durchschnittlich etwa 1,74 Meter. Die Köpfe sind kurz, aber nicht so rund wie bei der alpinen Rasse, sondern hinten wie abgehakt. Die schmalen Gesichter mit der hohen, wenig zurückgeneigten Stirn erhalten einen besonderen Ausdruck durch eine stark gebogene Hakennase. Die Haut ist bräunlich, das Haar schwarzbraun bis schwarz.

Außer diesen europäischen Rassen sind noch asiatische Rassenbestandteile in die europäischen Völker eingesprenkelt, zunächst die besonderen, welche das jüdische Volk bilden. Seine Grundlage ist die *semitische* oder *orientalische* Rasse, mit der sich bei den Ostjuden (*Aschkanasim*) die *vorderasiatische* oder *armenoidische* Rasse mischt, während den Westjuden (*Sephardim*) die uns bereits bekannte Mittelmeerrasse sich hinzugesellt. Weiterhin sind in der europäischen Bevölkerung *innerasiatische* oder *mongolische* Bestandteile eingestreut.

Die Unterschiede zwischen den europäischen Völkern hängen von dem Anteil ab, den die verschiedenen Rassen an jedem einzelnen Volke nehmen. Die Beteiligung dieser Rassen an unserem Volke ist nach Günther etwa folgende: Die Mittelmeerrasse ist sehr wenig beteiligt, der Anteil beträgt höchstens 2 Prozent, wir können sie insolgedessen vernachlässigen. Den Hauptanteil hat die nordische Rasse, im Durchschnitt etwa 60 Prozent. Wir stellen fest, daß unser Volk nach seiner germanischen Abstammung und nach seinem Blutsanteil nordisch bedingt ist. Der Anteil an der alpinen Rasse beträgt etwa 20 bis 25 Prozent. Die dinarische Rasse ist im Norden mit 5 Prozent, im Süden mit 15 Prozent an unserem Volke beteiligt. Der Anteil der innerasiatischen, mongolischen Einsprengungen wird auf etwa 3 Prozent im Westen und im Osten auf 6 bis 8 Prozent geschätzt.

Wenn wir uns nun fragen, welche Eigenschaften sind dem Führer unseres Volkes angeboren, worin zeigen sich seine besonderen Eigenschaften gegenüber anderen Völkern, so haben wir uns die seelischen Eigenschaften der Rassen klar zu machen. Die nordische Rasse gilt als urteilsfähig, kühl und zweifelnd, sie hat einen Drang zur Wahrhaftigkeit, damit hängt der Mangel an Einbildungskraft zusammen, sie neigt zum Einzelthum, jeder einzelne ist auf sich selbst gestellt. Sie ist freiheitsliebend, mutig bis zur Tollkühnheit, sorglos bis zur Leichtsinigkeit. Sie wird spät reif, ist aber schöpferisch. Die westliche Rasse ist leidenschaftlich, geistig beweglich, besonders preist man ihre Beredsamkeit, sie ist gewandt und schlau. Die alpine Rasse ist arbeitjam und geschäftssinnig, sie strebt im allgemeinen nach Gleichmäßigkeit. Die dinarische Rasse ist kriegerisch, redlich, leicht erregbar, derb, heiter und besonders musikalisch, nur geistig etwas enger als die nordische Rasse. Die seelischen Eigenschaften der vorderasiatischen Rasse ergeben Gewandtheit in Handel und Verkehr, das jüdische Volk ist klug und rührig im Geschäft, dabei fleißig und beharrlich. Infolge ihrer leichten Einfühlung in die Seele anderer sind sie geborene Führer von Massen, deren Regungen sie Rechnung tragen. Da unser Volk von nordischer Mutterrasse ist, muß der Führer im deutschen Volke ein Führer nordischen Geistes sein. Führer ist demgemäß der, der wahrhaftig ist, der auf sich selbst gestellt ist und nach seinem Gewissen handelt. Der wahre nordische Führer wird insolgedessen oft einsam sein. Ganz anders die Juden. Welche Lehren ziehen wir nun hieraus? Zunächst die Mahnung, daß in unserem Volke der Nachwuchs an nordischen Führerfamilien nicht verloren gehen darf. Seien wir auf der Hut, daß wir die nordische Bedingtheit durch Gegenauslese nicht verlieren! Denn sie ist das Wesen unseres Volkes, auf dem sich alles das, was unser Volk zusammenhält, Sitte und Sprache aufbauen. Die Zumischung von anderen Rassen darf nicht größer werden, wenn auch die Rassenmischungen, welche die nordische Rasse eingegangen ist, neben den schlechten Wirkungen auch gute gehabt hat. So ist als gute Wirkung wohl die anzusehen, daß viele Talente durch das Zusammentreffen von Eigenschaften aus verschiedenen Rassen entstanden sind, und daß z. B. aus den Süddeutschen besonders viel große Künstler hervorgegangen sind, ist wohl eine Folge der Mischung zwischen nordischem und dinarischem Blute.

Aus allem, was wir über die Starrheit der Erbmassen wissen, geht hervor, daß die Eigenschaft, Führer zu sein, die

so tief in dem nordischen Wesen wurzelt, sich in bestimmten Familien findet und vererbt, und auf dieser Tatsache beruht es, daß wir seit alter Zeit bevorzugte Geschlechter und Fürstenhäuser besitzen. Hier liegen die wahren Wurzeln des monarchischen Gedankens und des Adels. Um die vornehmen Eigenschaften zu erhalten, hat man für die Gattenwahl die Forderung der Ebenbürtigkeit durchgeführt. Durch diese Einschränkungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ist die Auslese der Fürstenfamilien in einem so engen Kreise erfolgt, daß sich der Einfluß vererbbarer Krankheitsanlagen, namentlich der überdeckbaren (rezessiven), auf das verhängnisvollste geltend gemacht hat. Ich erinnere an die Geschicke der verschiedenen Herrscherhäuser, in denen geistige Umnachtung die Träger der Kronen umfing. So ist das Haus Habsburg immer mehr herabgekommen. Daher möchte ich im Namen der Rassenhygiene die Forderung aussprechen, daß wir nie wieder die Zukunft unseres Volkes in die Hände solcher Familien legen, die durch falsche Ebenbürtigkeitsgesetze vertrotteln. Weiter haben wir festzustellen, daß eine Reihe von diesen Fürstenfamilien durch Versippung mit nicht nordisch bedingten Geschlechtern vollkommen den Zusammenhang mit dem deutschen Volke verloren hat. Wir wollen von nordischen Männern geführt werden, Abkömmlinge der Häuser Bourbon-Parma, Toskana und viele andere gehören nicht an die Spitze des deutschen Volkes.

Der deutsche Führer, der die Geschicke unseres Volkes zu lenken hat, muß aus seinem innersten Wesen seine Kraft schöpfen und dieses ist nordisch und wahrhaftig. Immer ist es daher das Bestreben großer deutscher Männer gewesen, die Wahrhaftigkeit zur Richtschnur des öffentlichen Lebens zu machen. Der erste Versuch wurde von dem Freiherrn von Stein gemacht, er führte den Gedanken der Selbstverwaltung ein, nach dem die einzelnen Teile innerhalb des deutschen Volkes ihre Verwaltung sich selbst schaffen sollen, unabhängig von der Gewalt höherer Stellen. Die Selbstverwaltung hat in den Städten Gutes geleistet, doch auf dem Lande hat sie versagt, worüber Bismarck in seinen Danken und Erinnerungen berichtet hat. Die Selbstverwaltung ist bis auf den heutigen Tag noch nicht weit genug durchgeführt. Angesichts des notwendigen Abbaues, der das Zeichen unserer Tage ist, sollte man meinen, daß wir anfangen, die Arbeit abzubauen, indem wir Selbstverwaltung im weitesten Sinne des Wortes gewähren, aber anstatt dessen wurden

vielfach schematisch Beamte abgebaut. In jeder Verwaltung müssen wir fordern, daß Kreise herausgeschnitten werden, denen Richtlinien von oben gegeben werden, aber innerhalb dieser Richtlinien muß Selbstverwaltung herrschen. Leider wird fast niemals den untergeordneten Behörden das gebührende Vertrauen geschenkt und ihnen gestattet, innerhalb der Richtlinien selbständig zu handeln. Es wird an zwei oder drei Stellen dasselbe verordnet und dadurch Zeit, Kraft und Geld vergeudet. Soviel über die Selbstverwaltung.

Wir haben bisher stets unter den Schattenseiten des nordischen Wesens gelitten, die wiederum durch seine Wahrhaftigkeit bedingt sind. Ein jeder strebt danach, nur das zu tun, was ihm sein Innerstes gebietet, er will nicht unwahrhaftig sein, und so kommen wir zu jenen ungünstigen Seiten des deutschen Volkstums, zu jener Rechthaberei, zu jener Parteiwirtschaft, zu den querelles allemandes, wie sie die Franzosen nennen, die uns schon so unsagbar viel geschadet haben. Es ist das nicht allein ein Erbe des nordischen Wesens, sondern gerade hier liegt ein Nachteil der Rassenmischung. Durch Mischung mit der ostischen und dinarischen Rasse sind Eigenschaften gepaart, die nun zum Teil miteinander im Streit liegen und ringen, aber alle mit nordischer Starrheit festgehalten werden, und so ist das Einzeltum bei uns stärker als in denjenigen Völkern, die noch mehr nordisches Blut haben als wir. Man hat versucht, diesen Fehler zu überwinden. Im Heere galt ein eisernes Gesetz, das wir gemeinhin Militarismus genannt haben. Wer je den bunten Rock getragen hat, der kennt die Worte: Was befohlen ist, wird gemacht. Dasselbe System haben wir in der Verwaltung in der Form, die wir von dem Verhältnis eines Bureauleiters zu seinem Schreiber Bureaucratie nennen. Diese Systeme sind keine wahre Ueberwindung des Einzelwillens des germanischen Menschen, sondern sie sind Unterdrückungen seiner Eigenwesenheit. Zu welchen Dingen diese bureaukratische Verwaltungsform geführt hat, dafür ein Beispiel aus dem dritten Bande der Gedanken und Erinnerungen Bismarcks, wo er selbst von seinem Gehilfen schreibt:

„Herr von Bötticher war im Reichsdienste mein Untergebener, als Staatssekretär des Innern, im preußischen Dienste mein amtlicher Beistand, berufen, mich bei Vertretung meiner Ansichten zu unterstützen, nicht aber eigne unabhängig geltend zu machen. Er hat diese Aufgabe jahrelang bereitwillig und mit Geschick erfüllt, eigene Ansichten mir gegen-

über nur mit großer Zurückhaltung und, wie ich vermute, nur auf parlamentarische und anderweitige Instigation vertreten. Eine definitive Aussprache meiner Ansicht genügte stets zur schließlichen Erlangung seiner Zustimmung und Mitwirkung. Er besitzt hohe Begabung für einen Unterstaatssekretär, ist ein vorzüglicher parlamentarischer Debatter, geschickter Unterhändler und hat die Fähigkeit, geistige Werte von höherem Betrage in Kleingeld unter die Leute zu bringen und durch die ihm geläufige Form gutmütiger Biederkeit Einfluß dafür zu üben. Daß er niemals fest genug in seinen Ansichten war, um sie dem Reichstag, geschweige denn dem Kaiser gegenüber mit Beharrlichkeit zu vertreten, war für den ihm angewiesenen Wirkungskreis nicht gerade ein wesentlicher Mangel; und wenn er für Rang- und Ordensfragen eine krankhafte Empfindlichkeit hatte, die bei getäuschter Erwartung in Tränen ausbrach, so war ich mit Erfolg bemüht, dieselbe zu schonen und zu befriedigen. Mein Vertrauen zu ihm war so groß, daß ich ihn nach dem Abgange des Herrn von Puttkamer zu dessen Nachfolger als Vizepräsidenten des Staatsministeriums empfahl. Auch in dieser Stellung blieb er mein, des Präsidenten, Vertreter. Ein Dualismus findet in dem Ministerpräsidium nicht statt.“

Wir sehen mit Trauer, daß auch unser großer Bismarck so befangen war in dem bürokratischen System, daß er die Niedrigkeit der Stellung Böttichers beim Niederschreiben gar nicht gefühlt hat, er, der sich selbst bei anderer Gelegenheit so sehr über die Geheimräte und ihr Wirken lustig gemacht hat.

Man hat versucht, Ersatzsysteme zu schaffen und so kamen wir auf den Ausweg der Kollegialverfassung, die gewöhnlich drei Männer an die Spitze einer Behörde setzte, welche gleichzeitig die Geschäfte mit gleichen Rechten und gleicher Verantwortung führen. Wenn sie zu einem Beschlusse kommen sollen, so muß Übereinstimmung unter ihnen herrschen. Es soll dadurch vermieden werden, daß ein Starrkopf den Ausschlag gibt, die Entscheidungen fallen darum milde und unparteiisch aus, aber es paßt auf diese Kollegien auch die Kennzeichnung, die Friedrich der Große von den Kriegsräten gegeben hat, bei denen immer die „timide Partei“ die Oberhand behält. In ihrem Schoße kann der deutsche Mann seine ganze Persönlichkeit bei Entscheidungen nicht so durchsetzen, wie es die Eigenwilligkeit des nordischen Führers fordert, die Kollegialverfassung ist mithin keine wahre Ueberwindung des Einzeltums. Weiter

richtete man beratende Körperschaften und Stellen ein, auf die man sich stützte, wenn ihr Rat genehm war, deren Rat man fahren ließ, wenn er nicht paßte. Solche Einrichtungen sind immer ein Zeichen dafür, daß an dem Aufbau der Verwaltung etwas nicht in Ordnung ist; sie ist erst folgerichtig durchgeführt, wenn für verantwortungslose Stellen, abgesehen von den Schreibern, kein Raum mehr ist. Solche verantwortungslosen Körperschaften sind bei wirklichen Fachkennern nicht beliebt und werden meist mit unliebsamen oder unfruchtbaren Fragen beschäftigt, welche die eigentlichen Behörden nicht recht bewältigen, deren Liegenbleiben sie aber auch nicht verantworten wollen. Es sind also nur kümmerliche Anhängsel der bürokratischen Verwaltung.

Zur Beantwortung der Frage: Gibt es denn überhaupt ein System, das die Wahrhaftigkeit unangetastet läßt, müssen wir einen Rückblick in das Altertum tun. Wie stand es bei jenem uns verwandten Volke, daß durch seine Verwaltung und sein Recht so berühmt geworden ist für alle Zeit, bei den Römern? Die Römer hatten im Anfang eine Monarchie. Aber sie empfanden diese Monarchie als Tyrannei und ersetzten sie durch die Herrschaft zweier Männer, der Konsuln. Diese beiden Beamten waren zwar eine Einheit, aber keiner von ihnen war dagegen gehalten, vor dem Erlaß einer Verordnung den andern zu fragen. Sie waren gebunden und beengt durch das Recht des Einspruchs, der *Intercessio*, durch das der eine Kollege eine Handlung des andern verhindern oder doch ihrer Rechtskraft berauben konnte. Gewiß hat dieses Recht sie vielfach dazu geführt, miteinander zu arbeiten und in wichtigen Fragen Hand in Hand zu gehen. Aber es war ein gefährliches Recht und hat oft bewirkt, daß der eine den anderen hemmte. Und diese Hemmung, diese Brechung der obersten Gewalt durch sich selber war von den Römern beabsichtigt, damit keine Tyrannei mehr entstehen konnte. Es traten schwierige Lagen ein, denen die Konsuln nicht gewachsen waren, und die Römer mußten zur Diktatur greifen und dann war doch wieder ein unumschränkter Herrscher da, der die Befehlsgewalt für eine bestimmte Aufgabe und für eine beschränkte Zeit in seiner Hand vereinigte. Diktatoren wurden besonders in Zeiten schwerer Gefahr von außen und in Zeiten inneren Haders ernannt. Diese verwickelte Leitung des Staates bewährte sich auf die Dauer nicht und schließlich haben die Römer wieder eine Monarchie in Gestalt der Kaiser eingeführt. Wir müssen zugeben, daß sowohl die Konsuln wie der Diktator nur ihrem

Gewissen verantwortlich waren, aber die Wahrhaftigkeit der Führung war durch das verderbliche Recht des Einspruchs doch sehr teuer erkauft. Wir wollen nunmehr die Frage untersuchen, ob innerhalb des deutschen Volkes ein Verwaltungssystem möglich ist, das die Fehler der römischen Kollegialität vermeidet und doch dabei den Beamten ermöglicht, mit ihrer ungebeugten Wahrheitsliebe gerade Männer zu bleiben.

Wenn ich hier als Professor der Hygiene über Verwaltungsfragen spreche, muß ich mitteilen, daß ich lange Jahre in Südwesafrika in Verwaltungsstellen tätig gewesen bin. Ich habe vier Jahre den Bezirk Grootfontein-Otavi verwaltet und den 4. Zug der ruhmreichen alten 4. Feldkompagnie der Schutztruppe geführt, und dort in jenen unendlichen weiten Steppen habe ich mir an der Hand der täglichen Erfahrungen oft die Frage vorgelegt: wie kommen wir zu einer Verwaltung, die dem Kern unseres Wesens entspricht, die Unterordnung des einen unter den andern bedingt, aber doch jedem einzelnen die Möglichkeit läßt, ein freier aufrechter Mann zu bleiben? Und so bin ich immer wieder auf den Gedanken gekommen, daß wir Verwaltungsformen gewinnen müssen, bei denen jeder einzelne, der eine Verantwortung trägt, seine Meinung frei äußern muß, auch dem Vorgesetzten gegenüber. Über solche Formen habe ich nachgedacht, bis ich während des Krieges die Gelegenheit hatte, zu sehen, daß wir innerhalb unseres alten Heeres in der Tat das von mir gesuchte Muster einer solchen Verwaltung hatten. Es war das System, nach dem unser Generalstab gewirkt hat, dem die gewaltigen Leistungen unseres Heeres in erster Linie zu verdanken sind. In der Öffentlichkeit wird allgemein angenommen, daß er hierzu befähigt war, weil er die tüchtigsten Offiziere in sich vereinigte. Gewiß ist es richtig, daß eine strenge Auslese stattfand und nur die besten in den Generalstab kamen. Aber niemals hätten wir einer ganzen Welt 4½ Jahre lang Widerstand leisten können, wenn wir nicht zugleich ein System der Führung gehabt hätten, das den Anforderungen unseres inneren Wesens gerecht wurde.

An der Spitze jedes großen Heereskörpers stand ein General und unter ihm der Chef des Generalstabes. Die Bindung zwischen diesen beiden Männern ließ aber auch dem zweiten, dem untergebenen Führer die volle Eigenwilligkeit und gab ihm eine Stelle von Kraft und Verantwortlichkeit. Dieses Verhältnis der beiden Führer, das zurückgeht auf die leuchtenden altpreußischen Heldengestalten Blücher und

Gneisenau, war durch wenige Sätze ausgedrückt: Von allen Anordnungen, die der Führer traf, mußte der Chef des Stabes Kenntniss erhalten. Für jeden falschen Entschluß war nicht allein der Führer, sondern auch der Chef verantwortlich. Wenn der Chef eine andere Meinung hatte als der Führer, so hatte er nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, seine Meinung zu vertreten. Wenn gegen ihn entschieden wurde, so mußte er seine abweichende Ansicht schriftlich niederlegen. Diese Niederschrift wurde aufbewahrt und gegebenenfalls zur Beurteilung der Anordnungen von der höheren Stelle herangezogen. Wir stehen mit staunender Bewunderung vor diesem inneren Gefüge der gemeinsamen Befehlsgewalt zweier Männer. Die Vorzüge dieser *Zwieführung* waren groß: sie schweißten die Jugendkraft und die Erfahrung des Alters zusammen und erhöhten die innere Stärke der Befehle. Zweitens söhnten sie Jugend und Alter miteinander aus, und darum haben wir auch nie von einer Partei der Alten oder der Jungen im Felde gehört. Weiter ermöglichte diese Doppelführung eine Arbeitsteilung, aber nicht im Sinne der Römer, bei denen die Konsuln vielfach die einzelnen Arbeitsgebiete unter sich teilten, sondern ohne die Arbeitsgebiete auseinanderzureißen, waren beide Führer in den gesamten großen Gang der Heeresmaschine eingearbeitet, und wenn der Ältere zur Besichtigung abwesend war, lagen die Hebel in der festen Hand des Generalstabschefs. Der innere nordische Wesenskern unseres Volkes, die Wahrhaftigkeit, ist also bei der deutschen *Zwieführung* gewährleistet, ohne daß die alte griechische Forderung: einer soll Herr sein, aufgegeben worden wäre. Die Fehler des römischen Systems sind völlig vermieden.

Leider ist der Grundgedanke nicht immer rein durchgeführt worden, der erfordert, daß auch der Führer immer noch seine volle Kraft besitzen muß; es standen oft zu alte Führer an der Spitze. Und es wurden auch aus höfischen Gründen Führer ernannt, die wegen ihrer Jugend ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Weiterhin müssen wir beklagen, daß diese Befehlsführung lediglich auf den Generalstab beschränkt blieb, es ist undurchsichtig, warum sie nicht in allen Teilen des Heeres durchgeführt wurde. Überall da, wo Verantwortung nötig war und verlangt wurde, wäre sie das richtige gewesen. Wäre unverbrüchlich überall die Wahrheit bei allen Meldungen gesagt worden, dann wäre der Krieg vielleicht anders ausgegangen. Wie in dem Generalstab des Heeres war auch in dem Admiralstab der Marine die gleiche Einrichtung.

Wir finden den Gedanken der Zwieführung auch in unserer Handelsmarine. Das Verhältnis, durch das der Kapitän eines Schiffes und der erste Offizier aneinander gebunden sind, erinnert sehr an das zwischen Führer und Generalstabschef. Der erste Offizier steht dem Kapitän in der Oberaufsicht des Schiffes zur Seite. Ihm ist namentlich der Schiffsbetrieb übertragen. Er teilt zu vollem die Verantwortlichkeit des Kapitäns für die Navigation und für die Sicherheit des Schiffes und der an Bord befindlichen Personen. Es ist seine besondere Pflicht, bei drohenden Gefahren, namentlich bei Nachtzeit, den Kapitän auf die nach seiner Meinung erforderlichen Sicherheitsmaßregeln aufmerksam zu machen. Nachdem er diese Pflicht erfüllt hat, endet in dieser Beziehung seine Verantwortlichkeit bei dem betreffenden Falle. Der Kapitän hat andererseits die Navigation des Schiffes gemeinsam mit dem ersten Offizier zu beraten. Wir sehen, daß die Form der Zwieführung hier in der Handelsmarine nicht so scharf den inneren Linien der germanischen Persönlichkeit nachgeht wie im Heere. Aber in einer Beziehung ist sie klar und rein: die Führung wird immer nur solchen Männern überlassen, die in der Kraft der Jahre stehen.

Ich stelle die Forderung, daß der Gedanke der Zwieführung sowohl im Heere als auch in der eigentlichen Verwaltung des Reiches, der Länder und der Gemeinden durchgesetzt werden muß. Es wird zunächst unsere Aufgabe sein, für den Grundgedanken der Wahrhaftigkeit in der Verwaltung einzutreten. Wenn es allmählich gelingt, die Zwieführung überall durchzusetzen, werden wir aus dem noch unererschöpflichen Born unseres Volkes überall Führer heranwachsen sehen; eine gewaltige Schar von Führern, die das Leben der Nation tragen, das ist es, was wir brauchen. Es ist im deutschen Volke so Mode geworden, immer wieder in kindlicher Einfalt nach einem Manne auszuschaun, der kommen soll und muß, um das Heil unserer Zukunft zu bringen. Aber wenn wir auch durchdrungen sind von dem Glauben, daß wir nach unserer germanischen Wesensart einen gewaltigen heldischen Mann als Obersten im Reiche brauchen, so ist doch zunächst für das deutsche Volk die Hauptforderung, daß wir einen breiten Unterbau von Führern schaffen. Dieser eine große Mann, der die Spitze bildet, der muß sich auf ein Heer von Führern stützen, die ebenfalls aufrechte und wahrhafte Männer sind.

Dieser Gedanke der Zwieführung sollte weiter in allen Körperschaften innerhalb des deutschen Volkes durchgeführt werden. Ich will aus der großen Zahl der Einrichtungen nur wenige herausgreifen. Da wäre zunächst die *Volksschule* zu nennen. Wir haben an der Spitze der Schulen im weitesten Sinne des Wortes Schulmonarchen gehabt. In einigen Ländern, z. B. in Sachsen, sind sie abgesetzt worden, und es ist eine Art von kollegialer Verwaltung geschaffen worden. Auch den höheren Schulen hat man hier diese Schulleitung aufgezwungen. Für dies System gilt alles das, was ich über die Kollegien gesagt habe, es sind keine wirklichen Führungen. Aber wohl sollte sich die Schule überlegen, ob nicht durch die Zwieführung eine Verwaltung ohne Tyrannen erreicht werden könnte, die den besten Lehrer an die Spitze bringt.

Wenn wir einen Blick von der Schulleitung in die Schulklassen werfen, so kommt mir die Einrichtung in den Sinn, welche nach dem Umsturz geschaffen wurde. Es wurden in den oberen Klassen der höheren Schulen Vertrauensmänner ernannt. Ich habe mich damals gefreut und habe gehofft, daß diese Neuerung Bestand haben würde. Sie hat nicht gehalten. Und warum nicht? Die Schüler, welche zu den Vertrauensleuten der Klasse erwählt worden waren, hatten das Recht, dem Lehrer ihre Meinung über manche Fragen frei zu sagen, sie hätten aber auch die *Pflicht* haben müssen, das zu tun. Wir müssen schon unsere Schüler in den Schulklassen zur Wahrhaftigkeit erziehen und gestatten, daß sie taktvoll dem Lehrer über gewisse Fragen die Meinung der Klasse frei vortragen. Nur dann wird es gelingen, unsere Jugend zur Wahrhaftigkeit zu erziehen, nur dann werden wir die Schulüge ausrotten, die unser Volk von Jugend an verdirbt.

Ueber die Zwieführung in der *Industrie* werde ich zusammen mit Professor Sachsenberg an anderer Stelle berichten.

Hier will ich vor allen Dingen noch das Vereins- und Parteileben behandeln. Das deutsche Vereinswesen ist ein unendlich wichtiges Glied unseres Volkes. Es ist nicht möglich, daß Reich, Staat und Gemeinden alles erfüllen, es muß den behördlichen Körperschaften eine tätige Mitwirkung durch freiwillige Zusammenschließungen erwachsen. Ganz besonders wird jenes gewaltige Pflichtgebiet, die Pflege des Auslandsdeutschtums, in die Hand der Vereine gelegt. Wo das Reich und die Länder sich dieser Aufgabe nicht so an-

nehmen können wie sie sollten und möchten, da muß das deutsche Vereinswesen helfend eintreten. Wie sieht es nun in ihm aus? Es ist meist so, daß bei den Vereinen ein vielköpfiger Vorstand regiert, der trotz der wichtigen Ziele, die er auf die Fahne geschrieben hat, nie etwas Richtiges leistet, oder aber wir haben das andere Bild. Es steht an der Spitze des Vereins ein Mann mit einem möglichst hohen Titel. Die Mitarbeiter aus der Jugend sind schon längst aus seiner Umgebung verschwunden. Er will alles allein machen, die Jugend, die nicht nur Handlanger spielen möchte, hat sich deshalb abgewandt, und so verkümmern auch solche Vereine vielfach. Es ist oft so, daß der Vorstand eines Vereins in Berlin sitzt und Ortsgruppen in allen Landesteilen hat. Anstatt daß die Ortsgruppen unter tatkräftigen Leitern selbständig Aufgaben übernehmen und für das Leben unter ihren Mitgliedern sorgen, müssen sie immer erst auf die Anweisung der Hauptleitung warten. So sind die meisten deutschen Vereine auf eine Grundlage gestellt, die eine Entfaltung verhindert oder sie nach kurzer Blüte an den Rand des Abgrundes führt. Die Zwieführung wird den Vereinen frisches Leben einflößen. Man ernenne neben dem ersten Vorsitzenden einen zweiten Führer in der Gestalt eines 2. Vorsitzenden oder eines Schriftführers oder des Geschäftsführers. Es ist gleichgültig, wie man ihn nennt, aber auf den Geist kommt es an, in dem er arbeitet. Man gebe ihm die Mitverantwortlichkeit nach dem Muster des Generalstabes. Vor allem breche man mit der Anschauung, daß ein bezahlter Geschäftsführer kein Stimmrecht haben dürfe. Ausdrücklich möchte ich verlangen, daß auch ein bezahlter Geschäftsführer als Zwieführer wirken kann. Es ist eine undeutsche Sitte, daß man solchen Herren in den Vereinen und Körperschaften bisher meist kein Stimmrecht gibt, während sie doch die gegebenen Zwieführer sein sollten. Ein aufrechter Mann wird ohne Verantwortung in einer Stelle nicht lange bleiben. Sorgen wir dafür, daß in den Vereinen solche niederdrückenden Stellungen verschwinden. Solange unsere großen Verbände und Vereine in solcher Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit befangen sind, wird Deutschland arm an führenden Männern mit bürgerlichem Mute sein. Die entsprechenden Forderungen einer Mustersatzung können etwa folgendermaßen lauten:

1. Die Vereins-(Verbands-, Gruppen-)Geschäfte liegen in der Hand einer Zwieführung.

2. Der erste Zwiesführer ist der 1. Vorsitzende, der zweite Zwiesführer ist der 2. Vorsitzende (Schriftführer, Geschäftsführer).

3. Der 1. Vorsitzende leitet den Verein. Von allen seinen Anordnungen muß der 2. Vorsitzende Kenntnis erhalten. Für alle Entschlüsse sind beide verantwortlich.

4. Hat der 2. Vorsitzende eine andere Meinung als der 1., so muß er sie äußern. Wird ihm nicht gefolgt, so hat er seine abweichende Ansicht schriftlich niederzulegen. Er kann sie an den Vorstand (Ausschuß) des Vereins gelangen lassen.

Und nun ein Wort über das Parteiwesen. Blicken wir auf das deutsche Parteiwesen, so sehen wir ein fortwährendes Kommen und Gehen der Parteien. Sie werden begründet, blühen auf, sie spalten sich in die Jungen und die Alten und die Jungen dann auch wieder in zwei Parteien, und schließlich sind aus einer Partei drei oder vier geworden, so wie wir es an der Sozialdemokratie sahen und wie es sich jetzt wieder in der völkischen Bewegung abspielt. Dieses Schicksal ist ein Zeichen dafür, daß die Jugend nicht rechtzeitig zur Mitarbeit herangezogen ist. In den meisten solcher Parteitgruppen herrscht nicht der Geist, der dem wahren Erkennen Rechnung trägt, sondern dem starren Dogma; an der Spitze stehen Bonzen, denen das schlichte stolze Wort des Generalstabes fremd ist: mehr sein als scheinen. Dieses Zeichen, unter dem seine Arbeit stand, fordert das Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit in vornehmer stiller Beschäftigung, die in dem Werk die innere Befriedigung sucht, es muß auch in dem deutschen Parteiwesen mehr Eingang finden. Wenn wir solche Männer überall, in allen Körperschaften, in unseren Parteien und Vereinen als Führer besitzen, dann werden wir zur Einigung aller Parteien gelangen, welche wahrhaft deutsche Interessen verfolgen und nicht von außerhalb Deutschlands stehenden Mächten beeinflusst werden. Ob die Parteien links oder rechts stehen, wenn aufrechte Führer an der Spitze wirken, dann muß eine gemeinsame Richtlinie für die Politik des deutschen Volkes gefunden werden.

Weiterhin, auch wenn ein Geschlecht solcher Führer in Deutschland heranwächst, ist aber noch eine Forderung zu stellen, über die ich nicht hinweg kann. Wir haben zu fordern, daß der Fachmann in die Führerstellen gelangt. Die Fachführung entspricht dem wahrhaften germanischen Wesen unseres Volkes. Es ist eine hohle Unwahrhaftigkeit, wenn

Männer an der Spitze von Ämtern stehen, deren Arbeitsgebiet sie nicht beherrschen. Sie lassen die Arbeit von den Fachleuten machen und schieben die einzelnen Sachen geschickt hin und her. Das bringt die geführten Fachleute zur Verbitterung, Gleichgültigkeit, auch zur Charakterlosigkeit. Dabei soll der Begriff des Fachmannes nicht engherzig im Sinne der Examensberechtigungen aufgefaßt sein.

Wie gelangt nun der Fachmann an die Spitze der Verwaltungszweige, die ihm eigen sind? Zunächst muß seine Ausbildung dem Rechnung tragen, daß der Führer eine umfassende breitere Bildung braucht. Die Hochschulen, welche Techniker ausbilden, müssen demgemäß auch eine reiche allgemeine Bildung vermitteln, wie es z. B. die Münchner und Dresdner Technischen Hochschulen tun, damit auch die Führernaturen auf ihnen studieren und nicht, wie bisher, zumeist zur Universität als Juristen oder Volkswirtschaftler ziehen. Weiter muß seine Erziehung so geleitet werden, daß er die Grundsätze der Verwaltung erlernt und sich Übung erwirbt. Das wird am besten geschehen, wenn die Zwieführung sich auch in den technischen Verwaltungszweigen durchsetzt. Dann werden die jungen Führer heranwachsen, die wir überall nötig haben. Es wird damit auch die beschämende Erscheinung aufhören, daß der Fachmann an der Spitze einer Verwaltung sogar von seinen eigenen Fachgenossen nicht gern gesehen wird, weil er verwaltungsungeübt ist und sich leicht da als Tyrann gebärdet, wo er das besondere Fachkönnen zeigt.

So komme ich denn zu den Forderungen, die ich mit drei Worten ausdrücke: Selbstverwaltung, Fachführung und Zwieführung. Wenn wir diese drei Forderungen in den weitesten Gebieten durchgeführt, wenn wir auf ihre Grundlage das Leben des deutschen Volkes gestellt haben werden, dann werden wir auch ganz von selbst zu einer Verfassung gelangen, die sich auf dem inneren Kern des germanischen Wesens aufbaut.

Man verlange nicht von mir, daß ich ausführe, wie dann die Spitze des Reiches aussehen soll. Ich kann heute nur sagen, daß eine Zwieführung die Geschicke des deutschen Volkes lenken muß. Auf welche Weise diese beiden Männer an ihren Platz gelangen werden, das wird die Zukunft ergeben, sobald der Gedanke sich überall Bahn gebrochen hat und in die Tat umgesetzt ist. Aber eins möchte ich noch hinzufügen, nach den scharfen Richtlinien der Zwieführung muß an der Spitze des deutschen Volkes ein Mann stehen, der keine

Puppe ist. In vielen Kreisen unseres Volkes herrscht die Vorstellung, wir sollten wieder zurückkehren zu der Erbmonarchie, bei der obenan ein Monarch steht, dessen größte und schwerste Aufgabe es ist, sich einige tüchtige Ratgeber zu suchen, denen er dann das weitere überläßt. Das ist nicht die Form, die sich aus dem Wesen des deutschen Volkes folgerichtig ergibt, sondern eine Verzerrung des alten Herzogtums der Germanen. Das deutsche Volk braucht eine wahrhafte Führung. Der oberste Führer, der den Ausschlag gibt, muß auf der Höhe des Lebens stehen und reich an Erfahrung sein. Der ihm untergeordnete Zwieführer, der Reichskanzler, muß der Beste auch an Tatkraft sein, den das deutsche Volk zu stellen vermag. Nach Ausbau dieser nordischen Verfassung werden wir vor solchen Schicksalsschlägen bewahrt bleiben, wie sie das vergangene Jahrzehnt brachte, dann wird unsere Zukunft wieder hell und licht sein. Dann brauchen wir nicht zu warten, bis uns das blinde Schicksal einen Mann sendet. Die deutschen Führer werden der Sache dienen und diese Sache ist die unseres deutschen Volkstums. Diese völkischen Führer werden die Männer sein, die der Dichter Storm meint:

Der eine fragt, was kommt danach,
Der andre fragt nur, ist es recht,
Und also unterscheidet sich
Der F r e i e von dem Knecht.





3. Wahrung des Volkstums.

Wie muß sich das deutsche Volk gestalten, damit es nicht nur ein gewaltiger Strom von deutschsprechenden gesunden Einzelmenschen, sondern ein Volkstum, eine innerlich verwachsene und gefestigte Volksgemeinschaft ist? Nur dann hat ein Volk eine sittliche Berechtigung, wenn es eine völkische Eigenart mit eigenen Leistungen zu verbreiten vermag, andernfalls wird es als ein Rassengemisch aus der Geschichte verschwinden. Wir wissen, daß wir nicht in der Lage sind, durch Übung irgendeinen Übermenschen zu züchten, sondern daß nur die besten Eigenschaften, die in unserem Volke, in den einzelnen Familien wurzeln, durch Auslese gegenüber denjenigen gezüchtet werden können, auf die wir keinen Wert legen. Wir wissen weiter aus den Mendelschen Gesetzen, daß wir beim Menschen nicht eine feste, neue Rasse entstehen lassen können, daß wir aber in der Lage sind, wenn die Auslesevorgänge in unserem Volke günstig wirken, die nordische Bedingtheit zu erhalten und den nordischen Erbanteil zu mehren. Es wird mancher fragen: Werden dann nicht Gegensätze in unserem Volke, die nun einmal durch die verschiedenartigen Erbmassen hervorgerufen sind, betont werden, wird dann nicht Zwietracht und Haß zwischen Volksgenossen gesät werden? Ich will hoffen, daß diese Annahme grundlos ist.

Die Verschiedenheiten der Erbmassen in den einzelnen Familien unseres Volkes bedingen in erster Linie die soziale Schichtung, die wir in unserem Volke bemerken. Es ist nicht von ungefähr, daß manche Menschen hinaufsteigen in Führerstellungen, zu Wohlstand und Reichtum. In erster Linie sind hier die Erbkräfte im Werke, in zweiter der Einfluß der Umwelt. Der Aufstieg der Unternehmerfamilien, z. B. von Krupp und Stinnes, ist genau aus denselben Schichten unseres Volkes erfolgt, aus der breiten Masse, aus der so manche ins Lumpenproletariat hinabgesunken sind. Günstige Erbmassen im Mannesstamm, Wahl wertvoller Gattinnen, das sind die

Grundlagen des Aufstieges einer Familie bis hinauf zu hohen Führerstellungen. Jeder Einzelne hat das Los, was ihm seine Familie in den Schoß geworfen hat, unverdient bekommen, ob er klug oder dumm ist. Niemand ist an seinen Erbmassen irgendwie schuld, einzig und allein für die Zukunft seines Geschlechts kann ein jeder durch die Wahl seines Gatten sorgen, und in dieser Tatsache liegt die Mahnung als eine sittliche Forderung tief begründet, daß jeder Einzelne von uns sozial fühlen muß, sowohl der, der nach unten auf die weniger vermögenden Volksschichten hinunterblickt, wie der, der zu den besser ausgestatteten Glücklicheren nach oben schaut. Niemand hat das Recht, sich über das Geschick eines anderen zu beklagen. Hier liegt die tiefste sittliche Forderung zur Volksgemeinschaft, tief im Schoße der Vererbungslehre. Daher sind die sozialen Kämpfe zu verwerfen, wenn wir eine Volksgemeinschaft bilden wollen. Wir haben kein sittliches Recht zum Klassenkampf, wohl aber einen sittlichen Zwang zum Sozialismus im edlen Sinne, nicht im Sinne des verzerrten Parteigedankens. Wahrer Sozialismus und Klassenkampf schließen sich aus. Der Klassenkampf ist nicht nur unsittlich und schädlich, sondern auch der größte Fehler. Dieser aus undeutschem Geist geborene Gedanke hindert geistig hochstehende Führer, die zur Volksgemeinschaft führen können, den Reihen der Handarbeiterschaft zu helfen; dieser Klassenkampfgedanke hält die Fortschritte der Wissenschaft ängstlich von den handarbeitenden Volksgenossen fern, wenn sie nicht mit dem Parteidogma übereinstimmen. Der Geist des Klassenkampfes wird so zum unnordischen Götzen der Lüge.

Die rassenmäßigen Verschiedenheiten, die in unserm Volke vorhanden sind, dürfen ebenfalls nicht zu Spaltungen führen. Wir alle sind, jeder Einzelne, eine Mischung von verschiedenen Rassen. Es gibt wohl wenige, die rein nordischen Blutes sind, die allermeisten haben auch einen Anteil an der ostischen und dinarischen Rasse. Der nordische Gedanke, der unser Volk bedingt, das nordische Blut, das den Kern des Wesens unseres Volkes ausmacht, ist in jedem Einzelnen von uns lebendig, und in manchem von uns, der nicht das nordische Äußere zur Schau trägt, sind die seelischen Eigenschaften unserer germanischen Vorfahren lebendiger als in einem Menschen, der das Bild des Germanen äußerlich darstellt. Die unendliche Fülle der mangelnden Eigenschaften setzt mosaikartig die Einzelmenschen aus den verschiedenen Rassen zusammen, jeder ist ein Mischling. Niemand in unserem Volke, soweit er deutsch fühlt,

braucht daran Anstoß zu nehmen, daß das nordische Blut den Wesenskern unseres Volkes ausmachen soll.

Wenn wir uns ein Bild machen wollen, wie wir ihn erhalten, dann müssen wir uns die Auslesevorgänge vor Augen führen. Die Auslesewirkungen, deren wir bedürfen, müssen in der Richtung leiblicher und seelischer Gesundung sich bewegen. Als erstes Beispiel der Auslese möchte ich auf die Leibesübungen hinweisen. Es bestehen über ihre Wirkung weithin falsche Anschauungen. Ich habe sie bereits in dem ersten Abschnitt gestreift, als ich Ihnen die Anschauungen des Lamarckismus auseinandersetzte. Wir Rassenhygieniker müssen der kindlichen Auffassung entgegentreten, als ob die Leibesübungen die Erbmassen verbessern oder ändern könnten. Die Leibesübungen sind notwendig, damit die Anlagen, die jeder Einzelne durch die Macht der Vererbung bekommen hat, zur höchstmöglichen Entwicklung gebracht werden. Wir müssen ferner Leibesübungen treiben, damit nicht nur das Wohl des Einzelnen gesichert, sondern auch das ganze Volk zur höchsten körperlichen und geistigen Kraft geführt wird. Aber darüber hinaus wirken die Leibesübungen als Auslesemittel. Hier in dieser Wirkung liegt die Berührung, die dieses große Gebiet mit der Rassenhygiene hat. Die Auslese durch die Leibesübungen geht folgendermaßen vor sich. Wenn ein Volk Turnen, Spiel und Sport treibt und diese Übungen nicht nur in kleinen Kreisen gepflegt werden, sondern wenn sie das Gesamtvolk erfassen, soweit es gesunde Menschen sind, dann steigt eine Sehnsucht ganz unwillkürlich und unausgesprochen auf, die Jünglinge und Jungfrauen bei der Gatten- oder Gattinnenwahl empfinden. Sie werden körperliche und seelische Gesundheit vom anderen Geschlecht fordern. Die Schwachen, Entschlußunfähigen, die Stubenhocker und Feiglinge werden von den jungen Mädchen abgewiesen werden. Der Turner, „kraftgestählt, noch klar die Augen, noch ungetrübt vom Büchertaub und hell“, wird, wie der sehnige Sportsmann, kein bleichsüchtiges, willensschwaches Mädchen zur Gattin und Mutter seiner Kinder wählen. Er wird vor muskelschwachen blassen, schmalhüftigen und flachbrüstigen Modepuppen einen Ekel empfinden. Dabei verschlägt es nichts, wenn immer wieder einzelne, durch innere und äußere Mächte getrieben, nicht nach rassischen Grundsätzen handeln; auf die große Bewegung kommt es an, die eine unausgesprochene stille, aber mächtige Auslese in unserem Volke erzeugt, wenn die Leibesübungen sich das ganze Volk erobert haben. Solange dieser unbewußte

Willensstrom nicht das gesamte Volk durchzieht, ist der Einzelne ohne Halt.

Solche Auslesevorgänge werden auch durch Beziehungen zwischen Völkern bedingt, und sie wirken sich dann vor allen Dingen in der rassischen Zusammensetzung des Volkes aus. So kann eine falsche Außenpolitik in dieser Hinsicht die aller schlimmsten Folgen haben. Zum Beispiel sind „Annektionen“ fremdvölkischer Gebietsteile nach einem siegreichen Kriege der größte Fehler, den ein Volk begehen kann. Die eingezwungene fremde Bevölkerung stört das politische Leben und gibt andersartige Rassenbestandteile an das Volk ab. Desgleichen ist die Heranziehung fremdrassiger Wanderarbeiter an die Landwirtschaft und Industrie oder gar ihre Ansiedelung eine Torheit, welche in Zukunft nicht mehr geduldet werden darf. Es darf nicht mehr vorkommen, daß wir solche Fremdmassen in den Körper unseres Volkes aufnehmen. Dieses „Germanisieren“ bringt die nordische Bedingtheit des deutschen Volkes und letzten Endes der nordischen Völker zum Schwinden. Die Annahme der Sprache und der Sitten durch die eingevolkten Menschen ist nur ein Scheingewinn.

Aus dem gleichen Grunde haben wir auf der anderen Seite die Forderung zu erheben, daß alle vom Deutschen Reich abgetrennten Landesteile wieder mit dem Mutterlande vereinigt werden. Die abgesprengten, von nichtgermanischen Feindvölkern vergewaltigten deutschen Lande unterliegen der Gegenauslese leicht, wenn die Hoffnung schwindet, daß sie wieder zum Reiche zurückkehren werden. Solange diese lebt, ist auf der anderen Seite der nationale Kampf in den unterdrückten Landesteilen von erfreulichen Auslesewirkungen begleitet. Eine solche kann z. B. jenes Giftgewächs zeitigen, das wir im Westen emporkriechen sehen, der Separatismus. Schlechte und national unzuverlässige Volksgenossen gibt es in jedem Volk. Aber in gewöhnlichen Zeiten bleiben sie unter der Oberfläche und wühlen im stillen. Aber nunmehr sind sie im Rheinland offen und frech an das Licht gekommen, haben sich bloßgestellt, und das deutsche Volk hat nunmehr die Möglichkeit, daß es diese Elemente fassen und sich von ihnen zu reinigen vermag. Gelingt das, so wird der Separatismus, der uns jetzt mit Ekel erfüllt, verschwinden und wird sich als ein Auslesevorgang erweisen, der letzten Endes erfreuliche Früchte zeitigt. Wir wollen hoffen, daß unsere Bevölkerung jenseit des Rheins diesen Reinigungsprozeß rechtzeitig vornehmen und die Regierung in Berlin ihre Mittel dazu nicht versagen wird.

In der gleichen Gesinnung verlangen wir das Selbstbestimmungsrecht, das wir anderen Völkern zubilligen, für uns selbst. Wir fordern daher Großdeutschland als Ziel der nächsten Zukunft. Es war verhängnisvoll, wir müssen uns darüber klar sein, daß Bismarck jenes Wort gesprochen hat: „Deutschland ist saturiert“, nein, Deutschland ist nicht eher gesättigt, bis der letzte Volkstamm, der deutsch fühlt, an das Herz der Mutter Germania zurückgekehrt ist.

Um die Gegenauslese, welche durch die starke Auswanderung infolge der wirtschaftlichen Nöte der Jetztzeit unserem Volke droht, zu bekämpfen, möchte ich als einer, der in fernen Landen gelebt hat, einer Forderung Ausdruck geben, die anfänglich nach dem verlorenen Kriege erhoben worden war, die aber in Vergessenheit geraten ist, die Forderung, daß den Auslandsdeutschen das Recht zur Reichstagswahl erteilt werden möge. Es wird eingewandt werden, daß es der Regierung wohl sehr schwierig sein wird, dieses Wahlrecht durchzuführen. Es gibt aber viel schwierigere Aufgaben, die das deutsche Volk zu überwinden hat. Wenn ich auch die Bedeutung des Reichstags nicht zu überschätzen geneigt bin und hoffe, daß er durch eine berufsständige Vertretung recht bald ersetzt werden möge, so muß ich doch dieses Recht für die Auslandsdeutschen fordern, weil es die Bande mit der Heimat mächtig festigen wird.

Das waren die Forderungen, die wir vom Standpunkt der Vererbungslehre und Rassenkunde für die nächsten Jahre zu erheben haben. Das deutsche Volk braucht aber für lange Zeiten, für Jahrhunderte, Richtlinien. Diese sind nur zu gewinnen, wenn wir den nordischen Gedanken zum Leitstern machen. Es sind die Völker, welche wie das deutsche nordisch bedingt sind, denen wir die Hand reichen wollen, wenn sie dazu bereit sind. Unter ihnen steht uns wohl das schwedische Volk am nächsten, das uns auch in unserer Not seine Freundschaft öffentlich bezeugt hat. Wir werden bereit sein, im Laufe der nächsten Jahrhunderte die nordische Gemeinschaft zu begründen. Die Stimme des nordischen Blutes wird in der Zukunft auch inmitten der anderen Völker immer mehr zur Geltung kommen, die von Germanen abstammen.

Wir werden einen harten Weg durch Dornengestrüpp zurückzulegen haben, um uns von den Fesseln des Versailler Vertrags zu befreien, und manchem unserer Volksgenossen wird dieser Weg zu lang erscheinen, und mancher unserer jungen Leute wird eine kriegerische Erhebung ersehnen, so

wie unsere Großväter und Urgroßväter die Franzosen hinauswarfen aus den heiligen Fluren des geliebten Vaterlandes. Ich weiß, daß alle meine jungen Freunde die Frage an mich richten: Wie steht nun die deutsche Rassenhygiene zum Krieg und zur Frage des Pazifismus? Ich will diese Frage beantworten mit aller Klarheit und Schärfe. Früher, in den Urzeiten unserer Geschichte, als Mann gegen Mann socht mit Schwert und Speiß, da hatte der Krieg im großen und ganzen eine Auslesewirkung. Der Tapferste und Stärkste blieb am Leben, der Schwache und Feige wurde niedergemacht. Aber jetzt kämpfen wir gegen Millionenheere und mit den furchtbarsten massenmordenden Hilfsmitteln. Die Tauglichen werden ausgehoben und erliegen dem entsetzlichen Wüten der Kriegsfurien, während die Feigen daheim bleiben und sich vermehren. So haben wir in dem letzten großen Kriege 1,8 Millionen unserer kraftvollen Männer aus dem besten deutschen Erbgut hingeben müssen. Das ist eine furchtbare Gegenauslese, die der Krieg verursacht hat. Führen uns nun diese Überlegungen nicht geradeswegs zum Pazifismus? Wenn wir darunter jene edle Gesinnung verstehen, die für wahren Völkerverfrieden ohne Entrechtung und ohne Vernichtung irgendeines Volkstums eintritt, dann ist die Rassenhygiene freudig im Gefolge. Sie kann aber doch nicht jenen Pazifismus billigen, der die Wehrlosigkeit und würdelose Unterwerfung unseres Volkes fordert, trotzdem der Feind an Rhein und Ruhr steht und trotzdem der Feind mit den gemeinsten Mitteln die Abtrennung deutschen Landes und Volkes erstrebt. Diese Richtung ist eine zersetzende Mache undeutscher Reichsbewohner, sie wird durch feige, hündische Gesinnung gestützt und mutet bei manchem ihrer Vertreter als krankhafte geistige Störung an. Die deutsche Rassenhygiene ist sich einem solchen Pazifismus gegenüber voll bewußt, daß das germanische Blut unseres Volkes das Blut einer tapferen, wehrhaften Rasse ist, die seit Urzeiten zwei Schläge gegen einen ausgetauscht hat. Es ist dem wahren nordischen Menschen nicht möglich, sich unter andere Völker zu ducken. Wollten wir uns einer solchen Friedensliebe hingeben, so wäre unser Volkstum gebrochen, so wären wir feige Verlorene. Aber eine Mahnung hat die Rassenhygiene auszusprechen. Es stand auf den alten Kanonen aus tiefer Weisheit das Wort: *Ultima ratio regis* — das letzte Mittel des Königs. So muß es auch jetzt von dem Krieg heißen: Das letzte Mittel des Volkes. Wir wollen kein leichtfertiges Kriegsabenteuer beginnen. Darum sei es auch besonders den Jungen gesagt: Jedes Spiel mit dem

Krieg muß unterbleiben. Der Gedanke der Befreiung muß ein hoher und hehrer sein, der zu starkem Willen, aber nicht zu unklugen kriegerischen Gebärden berechtigt. Das verlangt die Rassenhygiene.

Der Gedanke des Pazifismus hat besonders in manchen jüdischen Kreisen Deutschlands seine unentwegten Anhänger. In den von Juden geleiteten Zeitungen wird meist der Pazifismus um jeden Preis vertreten. Es entspricht das auch der Richtung, in der sich das jüdische Volk im Laufe der Jahrtausende entwickelt hat. Durch die vielen Kriege und Bedrückungen sind die Juden ein Volk geworden gemäß ihrer rassischen Zusammensetzung, das sich besonders leicht seelisch andern Völkern anfügt, das unter anderen Völkern leben kann, ohne sein Volkstum aufgeben zu müssen. Dieser Gedankengang bringt mich zu einer Betrachtung der Judenfrage, an der ich nicht vorübergehen kann, wenn ich vom Volkstum spreche. Ich möchte diese Frage beginnen, indem ich aus meinem Leben eine Begegnung erzähle. Ich befand mich vor einigen Jahren auf der Fahrt zu einer ärztlichen Zusammenkunft in Süddeutschland. Da entdeckte ich in der Bahn einen Herrn, der während des Krieges eine Zeitlang als Stabsarzt in meinem Bereiche Dienst getan hatte, einen jüdischen Arzt aus Hamburg. Ich nahm ohne weiteres an, daß er zu derselben Tagung fahren würde wie ich, und äußerte es. Da ging ein freudiges Lächeln über seine Züge. „Nein, dahin fahre ich nicht, ich komme von Karlsbad, von einer großen zionistischen Zusammenkunft.“ Und er fing an, mit der größten Begeisterung von seinem Kongreß zu erzählen, wo Hunderte von Juden aus allen Ländern der Welt über die Zukunft des jüdischen Volkes beraten hatten. Wir kamen dann in ein Gespräch über den Zionismus, und dieser jüdische Arzt betonte mit äußerstem Nachdruck: „Mit einem Manne, der national deutsch fühlt, können wir Zionisten uns immer verständigen.“ Ich habe über diese Worte nachgedacht und habe ihnen zugestimmt. Ich glaube aber, daß mancher sich die Frage vorlegen wird: Wie kann ein Deutschvölkischer mit den Angehörigen des jüdischen Volkes zusammenstimmen, ist nicht letzteres ein erbitterter Feind der völkischen Deutschen und umgekehrt? In der Tat ist die Kluft, welche den völkisch gesinnten Deutschen von dem Juden trennt, immer tiefer geworden. Aber der einzige Weg, der aus dem häßlichen und gefährlichen Hader herausführt, ist der Zionismus. Er ist als politische völkische Bewegung im Jahre 1897 durch die Bemühungen eines weit-

blickenden Juden in die Welt getreten. Die Bewegung ist heute gewaltig angewachsen. Die Zahl der Zionisten wird im ganzen auf eine Million geschätzt, und viele unserer Staatsbürger, insbesondere studierte Leute, sind Zionisten. Alle diese Menschen fühlen sich als Juden, sie fühlen sich nicht als Deutsche, sie handeln als Juden, sie haben im Herzen eine andere Heimat als Deutschland. Wir achten diese Gesinnung, denn sie gibt uns allein die Möglichkeit eines vornehmen Ausgleichs — unter einer Bedingung, nämlich der, daß die Juden sich nicht beschwert fühlen dürfen, wenn wir sie nicht als Deutsche ansehen können. Insbesondere können Juden nicht verlangen, daß ihnen irgendwelche Führerstellungen in unserem Volke eingeräumt werden. Denn der Wesenskern des jüdischen Volkes, das orientalisches bedingt ist und im Osten viel vorderasiatisches Blut in sich aufgenommen hat, Blut, das uns vollkommen fremd ist, ist ein anderer als der nordische. Der deutsche Führer und der jüdische Führer haben Eigenschaften, welche sich gegenseitig ausschließen und aufreiben. Der nordische Führer ist auf sich gestellt, er hört nur auf sein Innerstes, unbekümmert um rechts und links, unten und oben; er ist einsam, er fühlt sich nicht auf die Massen ein, er leitet sie. Aber der jüdische Führer ist leicht geneigt, sein Ohr der Masse zu leihen, er bedient sich des Schlagwortes von der „Gleichheit“, er stellt sich schnell auf den Boden der Tatsachen und lenkt die Dinge in eine Bahn, die nicht dem Wesenskern des deutschen Volkes folgt.

Aber wie lösen wir die Judenfrage? Der Zionismus ist ausgegangen von der Judennot im Osten, wo das Millionenvolk der Ostjuden im früheren Zarenreich bedrängt und zur Auswanderung genötigt wurde. Aus diesem großen Elend des jüdischen Volkes heraus entstand der Gedanke zur Heimkehr in das alte Judenland, nach Palästina. Es wäre nun meines Erachtens folgerichtig, wenn die Ostjuden die Forderung nach einem eigenen Staat in ihren Wohnsitz aufstellen würden, indem sie sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker stützen. Es mag sein, daß vielen der Führer diese Aufgabe bisher zu groß erschienen ist. Palästina aber ist als wasserarmes subtropisches Gebiet nach seiner klimatischen Bedingtheit nicht imstande, das Judentum aufzunehmen. So wünsche ich dem jüdischen Volke aus der völkischen Gesinnung heraus, die mich beherrscht, eine Heimstätte, ein eigenes Land im Osten Europas, möglichst am Schwarzen Meer. Dorthin muß die Rückwanderung der Juden einsetzen. Aber als Vorbedin-

gung der Mitwirkung Deutschlands bei diesem Ziele möchte ich eine klare Trennung des deutschen Volkstums von dem jüdischen voraussetzen. Nur auf diese Weise kann die Luft von all der Bitterkeit und dem Haß gereinigt werden, welche trotz aller Bemühungen der besten Geister auf beiden Seiten infolge der Zwitterstellung der Judenheit nicht schwinden können.

Ich habe Ihnen meine Gedanken vom Standpunkt des deutschen, des germanischen Menschen vorgetragen, aber wie ich Ihnen an der Besprechung der Judenfrage glaube gezeigt zu haben, habe ich mich auf ein Werturteil über die einzelnen Rassen nicht eingelassen. Wir können andere Völker vom Standpunkt unserer völkischen Belange nur danach beurteilen, inwieweit sie uns mit ihren Eigenschaften nützen oder schaden, wieweit sie dem nordischen Wesenskern unseres Volkes entgegenstehen oder ihn fördern können. Ein Urteil über den Wert eines Volkes, ein Urteil über den Wert einer Rasse zu fällen, ist ein heikles Beginnen. Es kommt stets auf den Maßstab an, den man anlegt, und solche Maßstäbe gibt es viele. Jedes Volk auf der Erde ist ein Baum in dem großen reichen Garten der Menschheit und hat so lange Berechtigung, solange es seinen Eigenschaften treu bleibt. Die Nutzlosigkeit eines Werturteils über die verschiedenen Rassen ist mir in den Steppen Afrikas richtig klar geworden. Ich darf auch hier wiederum ein Erlebnis erzählen. Ich lernte das Leben jenes eigenartigen Volkes der Buschmänner kennen, die den Süden von Afrika von Urzeiten bevölkern und welche die Europäer als die niedrigste Rasse der Erde anzusehen gewohnt sind. Es kam mein Freund Otto Eggers, ein Leutnant der Schutztruppe, in meinen Bezirk, der als Kriegsmann in den Anschauungen vollkommen befangen war, daß dieses Volk der Buschmänner, das immer wieder mit den Weißen in Streit kommt, das niemals sich den sogenannten Segnungen der Zivilisation frei hingibt und immer wieder einmal Kühe stiehlt und einen Weißen umbringt, daß dieses Volk vom Erdboden verschwinden müsse. Ich habe ihn dann in das Leben dieses Volkes eingeführt; er hat seine Sprache erforscht und mir bestätigt, daß es eines der bemerkenswertesten der Erde sei, dessen Untergang man tief beklagen müsse. Wer je erlebt hat, welche Leistung der Buschmann vollbringt, wenn er sich an eine Herde von Antilopen heranschleicht, wer gesehen hat, welche geradezu unglaubliche Arbeit der Buschmann im Laufen leistet, der steht mit stauender Bewunderung vor dieser Rasse des Menschentums, und dann vergeht jener Hochmut, den man als Europäer mitbringt.

Ich habe weiter in Zentralafrika ein Volk kennen gelernt, welches denen der Buschleute sehr nahesteht, das Volk der Pygmäen, das in manchen Gegenden von Mittelafrrika in einzelnen Resten in Rückzugsgebieten lebt. Die Pygmäen sind ebenfalls kleine Menschen, aber während der Buschmann schmal, zartknochig ist und nicht sehr starke Muskeln besitzt, ist der Pygmäe ein starkes, muskulöses Menschenkind. Sie leisten Erstaunliches beim Erlegen von Elefanten. Sie schleichen sich unter den Elefanten und stoßen ihm einen Speer in der Leib, um dann mit gewaltigem Satz zur Seite zu springen, ohne daß das rasende Tier den Jäger faßt. Das sind gewaltige Leistungen, auf einem anderen Gebiete, als auf dem der Geistesarbeit. Jedes Volk, das seine Eigenart bewährt, hat innerhalb der großen Völkerfamilie auf der Erde also seine volle Gleichberechtigung.

In diesem Gedankengang befinden wir uns in Übereinstimmung mit jenem Zuge unseres Volkes, der uns wieder dazu führt, für die Menschheit zu arbeiten. Diese deutsche Sehnsucht, welche die klassische Bildung auf unseren humanistischen Gymnasien ausgebaut hat, jene Sehnsucht unseres Volkes, die nicht nur in den größten Geistern der deutschen Philosophie und Dichtkunst gelebt hat, sondern die auch in den weiten Massen unseres Volkes, insbesondere der Handarbeiter, eine feste Stätte gefunden hat, ist einmal eine Folge der Anteilnahme an dem seelischen Erbe anderer Rassen, das uns durch die Rassenmischung zugefallen ist. Wir haben, jeder Einzelne nichtnordische seelische Erbmassen, die uns beeinflussen und die uns den Zusammenhang auch mit anderen Völkern vermitteln, die einerseits ein wertvolles Erbe sind, aber die auch für unser Volk eine große Gefahr bedeuten. Weiterhin ist dieses Wirken für die Menschheit wieder bedingt durch den nordischen Wesenskern unseres Volkes und das Ergebnis der nordischen Wahrhaftigkeit, welches auch fremdes Wesen und fremde Tugenden klar sieht und sich nicht darüber täuscht, daß andere Rassen und andere Völker von ihrem Standpunkt aus auch ihre Vorzüge haben, und in diesem nordischen Streben nach innerer Wahrhaftigkeit kommen wir folgerichtig dazu, daß wir unser Wirken als deutsches Volk auf der Erde als unzulänglich empfinden, wenn wir nicht auch gleichzeitig für die Menschheit arbeiten. Es gibt immer und immer wieder in unserem Volke gerade in völkischen Kreisen Stimmen, welche diesen Hang unseres Volkes grundsätzlich bekämpfen wollen. Sie lehren mit Recht,

daß wir unser Volkstum zunächst pflegen sollen, aber sie lehren zu Unrecht, daß wir uns allein auf unser Volkstum beschränken sollen. Dieser Gedanke, daß der Deutsche und das deutsche Volk für die Menschheit arbeitet, ist ein Folgerecht unseres nordischen Wesenskernes, den wir von unseren Vorfahren übernommen haben, es ist unverbrüchlich. Wir wollen nur klar sehen, wenn es etwa in Gefahr ist, seine Schattenseiten zu entfalten. Wir wollen dann eintreten, um uns jeder zur rechten Zeit auf unser Volkstum zu besinnen.

Darum brauchen wir in alle Zukunft für das deutsche Volk nicht nur Richtlinien für die Entwicklung unseres Volkstums, wie ich sie Ihnen bisher entrollt habe, Richtlinien für das ganze größere Vaterland und für die Gemeinschaft mit den nordisch bedingten Völkern. Diese Richtlinien genügen nicht. Wir brauchen darüber hinaus, aufgebaut auf unser inneres Wesen, noch ein großes völkisches Ideal, das der Verflachung unseres Volkstums zu einem schattenhaften Menschentum entgegenwirkt und auch imstande ist, die breiten Massen unseres Volkes zu erfassen. Das Fehlen eines weiten nationalen Ideals ist eine schwere Gefahr für unser Volkstum. Sie wirkt auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik. Darum darf ich noch einmal zurückkehren zum ersten Abschnitt, in dem ich auf den großen Geburtenrückgang hinwies. Wenn wir unsere Nachkommenschaft immer mehr einschränken, werden wir auf den Stand von Frankreich sinken, wo die Vermehrung bei weitem nicht mehr ausreicht, um die Volkszahl zu erhalten. Das Fehlen eines nationalen Ideals in den breiten Massen wird die Kinderarmut begünstigen. Männer und Frauen, die nicht auf ihr Volkstum stolz sind, werden auch keinen Wert auf Nachkommenschaft legen. Blicken wir auf andere Völker, blicken wir z. B. auf die Durchschnitts-Engländer. Sie haben ein Ideal, sie sagen: Das englische Volk ist das erste auf der Welt. Sie halten jeden für einen Minderwertigen, der aus einem fremden Volkstume kommt. Bei einem solchen nationalen Ideal, da ist es kein Wunder, daß auch in weiten Kreisen der Gedanke herrscht, wir müssen uns vermehren. Wie verderblich wirkt dagegen jene Richtung in Deutschland, die lehrt, daß das deutsche Volk sich ruhig opfern solle, damit der Menschheitsgedanke und der Völkerverfriede in Zukunft erhalten bleibt. Nicht dadurch wird die Zukunft der Menschheit gesichert werden, daß wir solchen Irrlehren folgen, sondern nur dadurch, daß unser Weg von einem nationalen Ideal erhellt wird, das selbstlos und selbstlich

zugleich ist: Das deutsche Volk hat auf der Erde vermöge seines germanischen Wesenskernes die Wahrung des körperlichen und seelischen nordischen Erbes übernommen, hat dieses nordische Wesen zu schützen und damit für die Menschheit und für den wahren Völkerverfrieden zu sorgen. Wenn je, aus Aberwitz, sich das deutsche Volk opfern und vom Erdboden verschwinden sollte, würde damit der Menschheitsgedanke abgewürgt sein. Dann fahre wohl, Völkerveröhnung! Dann wird Finsternis die Erde bedecken, und dann werden die Ströme von Blut nicht aufhören zu fließen, bis alle Kultur zu Ende ist.

Darum fort mit dem auf Unkenntnis der Erbgesetze beruhenden Kulturpessimismus, der sich in unseren Reihen so vielfach breit macht. Aber freie Bahn für die Nachfahren Hermanns des Cheruskers, der die Feinde aus den deutschen Eichenwäldern warf!



Schrifttum:

Baur, Fischer, Lenz, Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene. 2 Bde. J. F. Lehmanns Verlag, München. Gebd. *M* 20.—.

Siemens, Grundzüge der Rassenhygiene und Einführung in die Vererbungslehre. J. F. Lehmanns Verlag, München. Gebd. *M* 2.60.

Paull, Wir und das kommende Geschlecht. Verlag von Stoecker & Schröder, Stuttgart. Gebd. *M* 2.20.

Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. J. F. Lehmanns Verlag, München. Gebd. *M* 11.—.

In unserem Verlag sind weiter erschienen:

Sachsenkalender 1925, reich illustriert mit sächsischen Heimatbildern. Zum Abreißen. Preis *M* 2.50.

Die Wartburg, 2 Kunstmappen mit je 10 Federzeichnungen von Fr. Rowland, geschichtlich erläutert von Dr. Höfer, Eisenach; Mappe 1: Die äußere Burg; Mappe 2: Das Burginnere. Preis: Je *M* 1.—.

Die Sächsische Schweiz, Kunstmappe mit 14 Federzeichnungen von Fr. Rowland, in einer Mappe. Preis: *M* 1.—.

Die Frauenkirche in Dresden, 6 Federzeichnungen in Mappe von Erich Hemmerling, mit geschichtlicher Erläuterung von O. Mörzsch. Preis: *M* 1.—.

Der Zwinger zu Dresden, 6 Aquarelle in Vierfarbendruck von Fr. Rowland, mit einem Geleitwort von Rudolf Albert. Preis: *M* 2.50.

Don denselben Drucken ist eine Postkartenserie erschienen auf bestem Karton. Preis: *M* 1.25.

v. **Killinger**, Kapitänleutnant: **Heiteres aus dem Seemannsleben**, mit 11 Skizzen. Ein gesunder Seemannshumor spricht aus jeder der 11 Geschichten, die wiederum persönliche Erlebnisse des Verfassers festhalten. Preis: Kart. *M* 1.20, geb. *M* 1.75.

Rudolf Albert: **Herzblut**, ein Liebesroman. Preis: Kart. *M* 1.—, geb. *M* 1.50.

Rudolf Albert: **Das Jahr der Seele**, ein stillbeschauliches Buch für gemütvollere Menschen. Preis: Kart. *M* 0.60.

Friedrich Lamprecht, Studienassessor: **Das Werden und Vergehen des Elbsandsteingebirges**, eine gemeinverständliche geologische Einführung. Preis: *M* 0.30.

Dr. Waldemar Pfeilschmidt: **Aus Oskar Schusters Tagebüchern**, Bergfahrten in der Sächsischen Schweiz. Preis: *M* 0.30.

Prof. Dr. Alfred Meiche: **Deutsche Geschichte im Spiegel der Sächsischen Schweiz**, mit einer Karte. Preis: *M* 0.60.

Dr. Waldemar Pfeilschmidt: **Alte Kunde von ersten Kletterfahrten im sächsischen Felsengebirge**. Preis: *M* 0.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und von

E. Beutelspacher & Co. (Max Heinzmann),
Dresden-A., Marienstraße 18.

◆
Druck von
Leipzig & Neigardt
Dresden
◆